Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 190 (2022)

Heft: 17

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

ISSN 1420-5041

8. SEPTEMBER 190. JAHRGANG

17 | 2022

Maria, Mutter Gottes

Fresko in der Arenakapelle in Padua (I), die Szene Mariä Geburt darstellend. Von Giotto di Bondone, entstanden inden Jahren von 1304 bis 1306. (Bild: zeno.org)

Die Geburt der Maria. In den Geschichten der zwölf Stämme Israels war Joachim ein sehr reicher Mann, und er brachte alle seine Opfergaben für den Herrn doppelt; denn er sagte sich: «Was ich zu viel darbringe, soll für das ganze Volk sein, und was ich zur Vergebung darbringe, soll für den Herrn sein, mir zur Versöhnung.» Nun war der grosse Tag des Herrn herangekommen, und die Kinder Israels brachten ihre Opfergaben dar. Da traten sie vor ihn, auch Rubel, der sagte: «Es ziemt dir nicht, deine Opfergaben als erster darzubringen, denn du hast in Israel keine Nachkommen.» Da wurde Joachim sehr traurig […], und er zeigte sich seiner Frau nicht, sondern er begab sich in die Wüste; dort schlug er sein Zelt auf und fastete vierzig Tage und vierzig Nächte. […] Anna, seine Frau, stimmte indessen ein zwiefaches Klagelied an und erhob ein zwiefaches Jammern: «Meine Witwenschaft will ich bejammern, bejammern meine Kinderlosigkeit dazu.» […] Und siehe, ein Engel des Herrn trat zu ihr und sprach: «Anna, Anna, der Herr hat deine Bitte erhört. Du wirst empfangen und gebären, und deine Nachkommenschaft wird in der ganzen Welt genannt werden.» Da sprach Anna: «So wahr der Herr, mein Gott, lebt, wenn ich gebären werde, sei es ein Knabe oder ein Mädchen, so will ich es dem Herrn, meinem Gott, als Opfergabe darbringen, und es soll ihm Dienste verrichten alle Tage seines Lebens.» Und siehe, da kamen zwei Boten und sprachen zu ihr: «Siehe, Joachim, dein Mann, kommt mit seinen Herden; denn ein Engel des Herrn ist zu ihm herabgestiegen und hat ihm gesagt: Joachim, Joachim, Gott, der Herr, hat deine Bitte erhört. Ziehe hinab! Siehe, Anna, dein Weib hat in ihrem Leib empfangen.» […]

Es erfüllten sich aber ihre sechs Monate, wie der Engel gesagt hatte: im siebenten Monat gebar Anna. Und sie sprach zu der Hebamme: «Was habe ich geboren?» Und die Hebamme sprach: «Ein Mädchen.» Da sprach Anna: «Erhoben ist meine Seele an diesem Tag.» Und sie legte es nieder. Als aber die Tage erfüllt waren, da reinigte sich Anna von ihrem Wochenbett und gab dem Kinde die Brust, und sie verlieh ihm den Namen Maria.

*Aus dem Protoevangelium nach Jakobus**

* Protoevangelium des Jakobus, Die Geburt der Maria, in: Schneemelcher, Wilhelm (Hg.), Neutestamentliche Apokryphen. I. Evangelien, 5. Auflage, Tübingen 1987, hier 338–340.

Editorial

Die Sehnsucht nach der Göttin

Ich erinnere mich noch gut an eine Phase meines theologischen Lesens und Nachdenkens, als dieses plötzlich und erstmalig mit dem Feminismus kollidierte. Eher zufällig fiel die Lektüre zweier sehr unterschiedlicher Bücher zusammen. Eine Kollegin im Seelsorgeteam hatte mir mit süffisantem Lächeln Gerda Weilers Buch «Ich verwerfe im Land die Kriege» (München 1984) geschenkt. Frau Weiler fällt darin in rabiatem Tonfall über die ihrer Meinung nach total vom Patriarchat gefärbte Welt des Alten Testaments her und stellt die These auf, dass hinter der Welt der Erzväter und Patriarchen eine viel ursprünglichere, nicht zu Gewalt und Krieg fähige und im Jahreskreis von Wachsen und Vergehen wurzelnde Welt der «Urmütter» verborgen ist. Nun, wer den Bericht über die Zerstörung von Jericho samt dem ganzen Vieh gelesen hat, ist zumindest beeindruckt. Parallel dazu las ich den Fantasy-Roman «The Mists of Avalon» (New York 1982) von Marion Zimmer Bradley: Die wildromantische Geschichte, wie der junge Held Gwydyon sein sexuelles Erwachen, die «grosse Ehe» zwischen der Hirschkönigin und ihm auf der nur von Eingeweihten zu findenden mystischen Insel Avalon, erfährt, und wie später durch sein kriegerisches Wirken nun als König Artus die Welt der Druiden und Priesterinnen versinkt.

Honni soit qui mal y pense – die Zusammenhänge sind zu offensichtlich.

Heinz Angehrn

In dieser Ausgabe

Carte Blanche
Barbara Kückelmann über Zeitenwende 395

Mariologie
Mit Barbara Hallensleben im Gespräch 396

Gottesgebärerin
Über einen der ältesten Titel Marias 398

Zum Thema
Eine neue Sprache finden 399

Schmerzensmutter
Hoffnung in Zeiten der Not 400

Kultur
Wenn die Mutter Gottes mit ihrem Sohn schimpft 402

Chronik 403

Panorama
«Wie wenig ich nütze bin» von Hilde Domin 404

Interview
Womit sich Martin Klöckener in Zukunft beschäftigt 406

Kirchengeschichte
Über Papst Johannes Paul I. 408

Kirchgemeinde
Heute die Weichen für übermorgen stellen 410

Religionspädagogik
Über die Bedeutung von Gebärden und Bewegungen online*

Amtliche Mitteilungen 412

Anzeigen 415

Impressum 416

* www.kirchenzeitung.ch

Zeitenwende?

Die Zeiten sind schwierig geworden. Das sagt man oft so dahin. Nichts ist mehr sicher, weder die Gasversorgung noch die Demokratie. Und das nicht erst seit dem 24. Februar, seit wir wieder Krieg haben in Europa.

Wenige Tage nach dem 24. Februar sprach der deutsche Bundeskanzler Olaf Scholz von einer Zeitenwende, die wir erleben. Seither wurde das Wort oft zitiert, wurde hinterfragt, kritisiert, bekräftigt. Auch mich beschäftigt es. Denn es scheint so treffend zu sein für unsere Jetzt-Zeit. Alles wird unsicher, Verlässlichkeiten sind dahin. Was wir als sicher glaubten, verflüssigt sich, zerrinnt in unseren Händen. Und das gilt nicht nur für die Welt, die uns umgibt. Das gilt auch und schon lange für manche Glaubenswahrheit, die nicht mehr einsichtig erscheint. Die nicht mehr sicher sein lässt. Manche reden davon, dass der Glaube verdunste.

Zeitenwende. Ein schillernder Begriff, der Angst macht. Denn es könnte ziemlich anders werden, auch für uns. An uns sind Krisen bisher ja immer vorbeigezogen. Dürren und Überschwemmungen gab es an Orten weit weg von uns. Der Klimawandel zeigt uns in diesem Sommer mit grosser Dramatik, was auch auf uns zukommt. Jetzt ahnen wir, dass es auch uns treffen kann. Und wir spüren, dass wir es im Grunde besser finden, wenn alles so bleibt, wie es ist – so sicher, so bequem, so wohlhabend.

Zeitenwende – in diesem Wort drückt sich zugleich eine Sehnsucht aus. Es muss endlich anders werden. Das Kriegstreiben muss beendet werden. Wir müssen rigoros auf die Bremse unseres überbordenden Konsums treten, sonst verdorrt unsere ächzende Erde. Jetzt muss sich endlich etwas drehen, grundsätzlich wenden. Wir brauchen ein neues Miteinander. Nicht wenige erwarten auch für unsere Kirche eine Zeitenwende. Diese Sehnsucht nach Wandel, nach Veränderung – wie kann sie zur Triebfeder einer Zeitenwende zum Guten werden?

Wir haben nichts so nötig wie eine Zeitenwende. Es muss anders werden – nein, wir müssen anders werden. Wir müssen uns wandeln, unsere Zeit zum Besseren drehen. Wahrlich keine neue Erkenntnis! Aber was nützen schon Appelle?

Beharrlicher Wandel und zeitenwendende Veränderung brauchen vor allem – Vertrauen. Denn in vermeintlichen Sicherheiten ist keine Hoffnung mehr. Hoffnung gibt es nur noch auf dem unsicheren Terrain des Vertrauens. Mir geht nicht aus dem Kopf, was der Historiker Rutger Bregman in seinem Bestseller «Im Grunde gut – Eine neue Geschichte der Menschheit» beschreibt. Er argumentiert mit dem Modell der Self-fulfilling prophecy, dass es tatsächlich anders werden kann, wenn wir vertrauen – und das heisst für ihn, wenn wir von den guten Absichten der anderen ausgehen. «Wir werden zu unseren Zuschreibungen», nennt es Bregman. «In den anderen Brüder und Schwestern erkennen», nennt es die jüdisch-christliche Tradition. Damit verändert sich alles. Vertrauen. Wir haben nichts in der Hand. Keine Sicherheit, nirgends. Doch nur so kann es tatsächlich zu einer Zeitenwende zum Besseren kommen. Vertrauen – Glauben – liegen bereits in der Luft, vielleicht viel mehr, als wir ahnen.

Barbara Kückelmann

Barbara Kückelmann (Jg. 1959) ist deutsch-schweizerische Doppelbürgerin, studierte Theologie in Tübingen und Freiburg i. Br. und ergänzte ihr Diplom mit jenem für christliche Sozialwissenschaft und Sozialarbeit. Zudem bildete sie sich in Pädagogik und Management weiter. Seit 30 Jahren ist Barbara Kückelmann im pastoralen Dienst für das Bistum Basel tätig und seit 2016 Pastoralverantwortliche des Bistums.

Glaube liegt in der Luft – Die neue Hoffnung

Es ist nicht zu leugnen:
was viele Jahrhunderte galt, schwindet dahin.
Der Glaube, höre ich sagen, verdunstet.
Gewiss, die wohlverschlossene Flasche
könnte das Wasser bewahren.
Anders die offene Schale: sie bietet es an.
Zugegeben, nach einiger Zeit findest du trocken die Schale,
das Wasser schwand.
Aber merke: die Luft ist jetzt feucht.
Wenn der Glaube verdunstet,
sprechen alle bekümmert von einem Verlust.
Und wer von uns wollte dem widersprechen!
Und doch: einige wagen trotz allem zu hoffen.
Sie sagen: Spürt ihr's noch nicht?
Glaube liegt in der Luft!

Gedicht: Zenetti, Lothar, Auf Seiner Spur. Texte gläubiger Zuversicht, Ostfildern 2014.

Maria neu entdecken

Bis Mitte des 20. Jahrhunderts standen die Mariologie und die Marienverehrung in hoher Blüte. Das änderte sich seither stark. Über die Gründe für diese Entwicklung sowie über das Potenzial der Mariologie sprach die SKZ mit Barbara Hallensleben.

SKZ: **Frau Hallensleben, am Erscheinungstag dieser Ausgabe begeht die Kirche den Festtag Mariä Geburt. Wie kam es zu diesem Feiertag?**

Barbara Hallensleben (Bild):* Gedenktage von Heiligen werden in der Regel an ihrem Todestag, also an ihrem «Geburtstag für den Himmel» gefeiert. Alle Heiligen sind auch Sünder und Sünderinnen, und erst mit dem Abschluss ihres Lebens auf Erden kann man sehen, wie sie den Weg des Glaubens und der Heiligung gegangen sind. Deshalb ist es etwas Besonderes, den Geburtstag eines Menschen – neben dem Geburtstag des Erlösers an Weihnachten – zum kirchlichen Fest zu erheben. Diese Ausnahme macht die Kirche nur für zwei Personen: für Maria (8. September) und für Johannes den Täufer (24. Juni). Beide Feste sind im Osten schon im 5. Jahrhundert bezeugt. Als Anlass für das Fest Mariä Geburt gilt die Weihe der Annakirche in Jerusalem, die am vermuteten Wohnort Marias mit ihren Eltern Anna und Joachim errichtet wurde. Der von syrischen Eltern abstammende Papst Sergius I. führte das Fest auch im Rom ein. Das gläubige Nachdenken ging noch weiter: Wenn Maria seit ihrer Geburt ohne Sünde war, dann war sie es auch bereits vor ihrer Geburt, seit ihrer Empfängnis. Das Fest der «Unbefleckten Empfängnis Mariens» erhielt zwar durch die Dogmatisierung 1854 durch Papst Pius IX. neues Gewicht, doch im Glaubensbewusstsein der Kirche ist es etwa seit dem Jahr 700 tief verwurzelt. Man folgte für den Festtag dem «biologischen Kalender»: Die Empfängnis Mariens wurde auf den 8. Dezember gelegt, und im Osten gibt es ein ähnliches Fest auch für Johannes den Täufer am 23. September.

Mir scheint, die Mariologie fristet heute in der Theologie ein Mauerblümchen-Dasein. Weshalb?

Mauerblümchen sind eigentlich ein schönes Symbol: Sie erscheinen auf einem harten, trockenen, öden, leblosen Untergrund. Wer sie entdeckt, freut sich spontan und staunt über die Kraft des Lebens, das sich hier durchgesetzt hat. Es gibt viele Gründe, weshalb wir in der Theologie die Mariologie vernachlässigen, bedauerliche und vielleicht auch gute Gründe. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts schien die Mariologie in permanenter Blüte zu stehen. Sie begleitete eine ausgeprägte Marienverehrung, die in den «Marianischen Kongregationen» institutionellen Ausdruck fand und eine Laienbewegung war. Ordensfrauen hiessen neben ihrem individuellen Ordensnamen auch Maria. Maria war als zweiter Vorname sogar für Jungen beliebt, denken wir an Rainer Maria Rilke. Das Rosenkranzgebet war und ist eine meditative Laienfrömmigkeit, die zur Betrachtung der «Geheimnisse» des Lebens Jesu anregt. Das Gebet «Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft …» strukturierte den Tag, in Erinnerung gerufen durch Glockengeläut. Man konnte es am Kochtopf ebenso beten wie auf der Alp oder am Arbeitsplatz. Gerade mit ihrem Höhepunkt, der Dogmatisierung der Aufnahme Mariens in den Himmel im Jahr 1950, kam es zu einem Einbruch in dieser marianischen Bewegung. Die Mariologie verlor gleichsam ihren Boden.

Kann man Gründe dafür angeben?

Was so rasch an Bedeutung verlieren kann, hat entweder den Anschluss an eine neue Zeit verpasst – oder bereits zuvor bestehende innere Mängel und Widersprüche werden offenkundig. Warum konnten sich katholische Christen so lange mit Maria identifizieren – und können es nun nicht mehr? An diese Frage sollten wir sehr nüchtern herangehen, ohne vorschnelle Verurteilungen. Dann könnte sich zeigen: Die Mariologie hat dem glaubenden Menschen Maria vorenthalten und an ihre Stelle ein idealisiertes Konstrukt gesetzt. Ein Schlüsselereignis dieser Entwicklung war die Dogmatisierung der «Unbefleckten Empfängnis Mariens» im Jahr 1854 durch Papst Pius IX. Wie viele andere Äusserungen der Kirche im 19. Jahrhundert war dieses Dogma gegen die «moderne» Welt gerichtet, die damals ihre Autonomie, ihren Fortschritt und ihre Selbstorganisation in souveränen Nationalstaaten feierte. Maria wurde demgegenüber als von Ewigkeit her reines, von den Abgründen der Geschichte unberührtes Geschöpf beschrieben. Die Vermittlung mit dem konkreten Menschen, der den Bedrängnissen und Überforderungen der Geschichte und den Widersprüchen seiner Existenz ausgesetzt ist, wurde nicht hinreichend geleistet. Schritt für Schritt traten die Unzulänglichkeiten der Mariologie zutage: Maria war zum antiprotestantischen katholischen Erkennungszeichen geworden. Dagegen protestierte die ökumenische Bewegung. Maria wurde mit so vielen «Privilegien» ausgestattet, dass sie einen Vorwand bot, Frauen umso mehr auf die Seite der sündigen Eva zu rücken. Dagegen protestierte die feministische Theologie. Maria

* Prof. Dr. Barbara Hallensleben (Jg. 1957) ist Professorin für Dogmatik und Theologie der Ökumene an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ü. Sie ist Direktorin des Zentrums St. Nikolaus für das Studium der Ostkirchen und Mitglied der Gemeinsamen Internationalen Kommission für den theologischen Dialog zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche.

«Der Allmächtige hat grosse Dinge für mich getan.» (Bild: Maria Lang Art)

schien die Konzentration auf Christus zu schmälern. So verstärkte sich eine Theologie, die Marias Verwurzelung im Glauben Israels und das Wirken des Geistes Gottes in ihr und durch sie vergisst.

Worin sehen Sie das Potenzial der Mariologie für Theologie und Kirche?
Um mit Bonhoeffer zu sprechen: Die Mariologie ist heute «zurückgeworfen auf die Anfänge des Verstehens». Wenn Maria in den Himmel entrückt worden ist, dann muss sie neu entdeckt werden von der Bewegung der Menschwerdung her. Das Spektakuläre an Maria ist das äusserlich Unspektakuläre ihres Lebens. Nichts in ihrem Leben hätte auch nur für eine Schlagzeile gereicht. Sogar das Neue Testament ist in seinen Aussagen äusserst spärlich: Sie war einem Zimmermann zur Ehe versprochen. Sie hat ein Kind geboren und grossgezogen. Sie musste mit der Familie nach Ägypten fliehen. Sie hat bei einer Hochzeit in Kana den Dienern des Hauses Hinweise gegeben. Sie hat bei ihrem als Verbrecher am Kreuz sterbenden Sohn ausgeharrt. Sie war mit einer Gruppe von Anhängern Jesu, die ihre Hoffnung verloren hatten, im Gebet vereint. Hier stossen wir auf die Herausforderung der Mariologie für die Theologie: In unserer Denkwelt hat die Idee den Vorrang vor der Person gewonnen. Alles muss «auf den Begriff gebracht werden», um etwas zu gelten. Maria in ihrer Singularität fällt dieser Tendenz noch stärker zum Opfer als Jesus selbst. Der Osten schreibt lieber Hymnen und feiert Maria in jeder Liturgie. Ideen sind gut, um Recht zu behalten. Menschen sind dazu da, um die einzigartige Geschichte Gottes mit seiner Schöpfung fortzuschreiben. Der westliche Philosoph René Descartes meinte: Ich denke, also bin ich. Der russische Philosoph Vladimir Solov'ev spottet: Du bist, weil Deine Mutter Dich geboren hat. Das ist ein gutes Leitwort für eine marianische Theologie!

Welche Fragen und Themen der Mariologie sind heute aktuell bzw. wären neu zu thematisieren?
Die Grundaufgabe sehe ich in einer «marianischen Theologie», einer Theologie des Hörens auf Gottes Willen: «Mir geschehe nach Deinem Wort»; eine Theologie des Gotteslobes: «Meine Seele preist die Grösse des Herrn …»; eine Theologie des Hinweises auf die Wunder des Erlösers: «Was er euch sagt, das tut»; nicht zuletzt eine Theologie, die schweigen kann, die das Nötige tut und sagt und damit nicht immer auf der Bühne und in den Schlagzeilen stehen will. Es ist eine im Glauben wurzelnde Theologie, die in der Erwählung Israels ihren Nährboden hat. Ja, es gibt auch viele mariologische Einzelthemen, die zu entdecken wären. Zunächst ist das ökumenische Potenzial Marias hervorzuheben: Katholiken und Protestanten können in Maria den Menschen sehen, der «allein aus Gnade» (sola gratia) und «allein aus Glaube» (sola fide) das Heil allein von Gott her erwartet. Vor allem aber hilft der Blick auf Maria, eine nicht nur christozentrische, sondern wirklich trinitarische Theologie zu entwickeln: Das Zweite Vatikanische Konzil regt dazu an, das kirchliche Leben von den geistgewirkten Charismen und dem überraschenden Wehen des Geistes Gottes in der Geschichte her zu verstehen. Das ist im Rahmen der Bemühungen um eine Kirchenreform sehr aktuell.

Für Theologinnen und Theologen, die sich einer archetypisch-symbolischen Glaubensauslegung bedienen, ist Maria das weibliche Symbol des Göttlichen. Was sagen diese Positionen der Mariologie?
Die Psychologie hat potenziell eine besondere Sensibilität für die Spuren Gottes in der menschlichen Seele. Nur sollten wir aus theologischer Perspektive nicht einfach unsere geschöpflichen Erfahrungen auf Gott projizieren, sondern umgekehrt die Frage stellen: Was könnte es bedeuten, wenn der Mensch nicht einfach als «Mensch», sondern als Mann und Frau Abbild Gottes ist? Könnte es nicht eine zweigestaltige Selbstoffenbarung Gottes in männlicher und weiblicher Gestalt geben, die in der einen menschlichen Natur verbunden sind? Schon indem die Frage so gestellt wird, gibt unsere Existenz als Mann und Frau – gerade im heutigen Zeitalter der Uneindeutigkeit unserer geschlechtlichen Selbstdefinition – Anlass, mit Respekt, ja Ehrfurcht das unauslotbare Geheimnis Gottes im anderen Menschen zu achten.

Interview: Maria Hässig

Ein christliches Hoffnungszeichen

Unsere Liebe Frau, Knotenlöserin, Mutter der Barmherzigkeit – Maria kommen viele Titel zu. Einer der ältesten ist jener der Gottesgebärerin. Eine Annährung an diesen Titel bietet Dario Colombo.

Dario Colombo ist Diplomassistent an der theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ü. Er schreibt seine Dissertation im Bereich der Mariologie. Als Theologe mit protestantischem Hintergrund vertritt er die These von der Unverzichtbarkeit der Mariologie für die christliche Theologie. Die Grundintention: Wenn Gott wirklich Mensch wurde, ist Maria wichtig.

Seit langer Zeit wird Maria, die Mutter Jesu, als Gottesgebärerin verehrt. Für Gläubige mit protestantischem Hintergrund ist dies häufig unerträglich. Wie kann ein endlicher Mensch den unendlichen Gott gebären? Die intuitive Antwort: gar nicht! Dass das Geschöpf seinen Schöpfer gebiert, scheint eher zum antiken Aberglauben zu gehören als zur Glaubensverkündigung. Und dennoch findet sich der Glaube an Maria als Gottesgebärerin unter den gemeinsamen dogmatischen Grundaussagen des Christentums und wird zumindest in katholischer und orthodoxer Tradition gewahrt.

Maria als Gottesgebärerin?

Fragen und Zweifel an Maria als Gottesgebärerin sind nicht neu. Sie waren bereits im 5. Jh. virulent, als Bischof Nestorius in seiner Kirche in Antiochien diesen Streit vorfand. Die einen wollen Maria als Gottesgebärerin verehren, die anderen nur als Menschengebärerin verstanden wissen.[1] Als Lösung schlug Nestorius vor, Maria Christusgebärerin zu nennen: «Nicht [...] gebar Maria Gott – was nämlich aus dem Fleische geboren ist, ist Fleisch –, nicht gebar das Geschöpf den, der nicht erschaffen werden kann, sondern sie gebar den Menschen, der das Werkzeug der Gottheit war.»[2] Weil ein Mensch nicht Gott selbst gebären kann, sei Christusgebärerin der angemessenste Ausdruck.

Dagegen wehrte sich bald ein anderer Bischof, Kyrill von Alexandrien, der darin eine Abschwächung der Heilsbotschaft Gottes in und durch Jesus Christus sah. In seinem dritten Brief an Nestorius hängt er deshalb zwölf Verurteilungssätze an, von denen der erste die Gottesgebärerin klar herausstellt: «Wer nicht bekennt, dass der Emmanuel wahrhaftig Gott und deshalb die heilige Jungfrau Gottesgebärerin ist (denn sie hat das Wort, das aus Gott ist und Fleisch wurde, dem Fleisch nach geboren), der sei mit dem Anathema belegt.»[3] Wenn Jesus wahrhaft Gott ist, muss auch jene, die ihn geboren hat, Gottesgebärerin genannt werden. Dieser Streit wird zugunsten von Kyrill auf dem Konzil in Ephesus entschieden, das jedoch nicht – wie fälschlicherweise immer wieder behauptet – den Titel der Gottesgebärerin für Maria verkündet. In Ephesus wurden der zweite Brief von Kyrill an Nestorius und dessen Antwort verlesen und auf die Übereinstimmung mit dem Glaubenssymbol von Nizäa überprüft; dabei wurde der Brief von Kyrill als übereinstimmend befunden, der von Nestorius jedoch nicht.[4] Der eigentliche Akt der Entscheidung ist die Verurteilung des Nestorius: «Unser von ihm gelästerter Herr Jesus Christus legte also durch das gegenwärtige heiligste Konzil fest, dass derselbe Nestorius sowohl von der Bischofswürde als auch von jeder priesterlichen Versammlung ausgeschlossen ist.»[5] Damit ist Marias Titel als Gottesgebärerin formal bestätigt, jedoch nicht inhaltlich – geschweige denn feierlich – definiert. Diese Definition folgt erst auf dem Konzil von Chalcedon.[6]

Eine Frage der Christologie

Genau betrachtet geht es zunächst nicht um eine Frage nach Maria, sondern um eine Frage nach Jesus Christus: Wer ist der, den Maria geboren hat? Ist dieser Jesus der Sohn Gottes, d. h. ist der fleischgewordene Sohn Gottes gemäss Nizäa wesensgleich (homoousios) mit dem Vater, dann muss auch Maria als Gottesgebärerin verehrt werden – nicht, weil Maria aus sich selbst besondere Ehre zukommt, sondern weil Gott diese Maria zu seinem eschatologischen Heilswirken auserwählt hat. Es gibt viele Propheten, die Gottes Wort verkündet haben, aber es gibt nur eine einzige Frau, die Gottes Wort leibhaft zur Welt gebracht hat. Deshalb wurde Maria als Gottesgebärerin verehrt, und insofern Jesus Christus als der mit dem Vater wesensgleiche Gottessohn angebetet werden soll, muss sie auch als Gottesgebärerin verkündet werden.

Im Gebrauch des Titels der Gottesgebärerin für Maria zeigt sich die zugrunde liegende Christologie. Ist Jesus lediglich ein Wundertäter und Wortgottesprediger bzw. «nur» ein Prophet, darf Maria nur Menschengebärerin genannt werden, denn sie hat «nur» einen Menschen geboren. Ist Jesus darüber hinaus der Christus, d. h. wird Jesus als der Gesalbte Israels verstanden, kann Maria auch Christusgebärerin genannt werden. Aber auch dies reicht nicht aus, weil Christussein

[1] Grillmeier, Alois: Jesus der Christus im Glauben der Kirche. Band 1 (1979), 646.
[2] Ohlig, Karl-Heinz: Christologie I. Von den Anfängen bis zur Spätantike (1989), 172.
[3] DH 252.
[4] Vgl. Grillmeier: Jesus der Christus im Glauben der Kirche, 687–691.

noch nicht aus sich Gottsein mitaussagt. Erst wenn Maria als Gottesgebärerin verkündet wird, ist das ausgesagt, was im Konzil von Nizäa verkündet wurde: Dieser Mensch Jesus, der die Menschheit in Kreuz und Tod erlöst hat, ist der mit dem Vater wesenseine Sohn Gottes. Nicht die Tat eines «blossen» Menschen, sondern die Tat des einen Gottmenschen hat die Menschheit erlöst. Soll das Heil durch den Menschen Jesus Christus etwas besagen, muss dieser als Gott angebetet und Maria als Gottesgebärerin verkündet werden. An Maria als Gottesgebärerin wird sichtbar, dass Heil kein rein göttliches, sondern ein gottmenschliches Geschehen ist. Alles Heil ist von Gott und von Gott allein. Es geht jedoch nicht an der Menschheit vorbei oder einfach durch sie hindurch, sondern Gott geht in die Menschheit ein: Maria hat Gott geboren.

Maria als Gottesgebärerin kann nur dann als Aberglaube abgetan werden, wenn auch die christliche Hoffnung auf Erlösung durch Jesus Christus als Aberglauben verworfen wird. Es geht bei der Gottesgebärerin um die Grundaussage des christlichen Glaubens überhaupt, d. h. um den Glauben an

«Es geht bei der Gottesgebärerin um die Grundaussage des christlichen Glaubens überhaupt.»

Dario Colombo

die von Gott gewirkte Erlösung in und durch Jesus Christus. Inmitten dieses eschatologischen Heilswirken Gottes steht die Gottesgebärerin und empfängt das göttliche Heil, um es durch Geburt in die Welt zu bringen. So wird im Glauben an Jesus Christus die Gottesgebärerin zur christlichen Hoffnung: Gott ist als unser Heil bereits in die Welt eingegangen. Was für Maria auf einzigartige und urbildliche Weise gilt, wird zur Berufung jedes glaubenden Menschen. Der Dichter Angelus Silesius (1624–1677) hat es einprägsam formuliert: «Und wäre Christus tausendmal in Bethlehem geboren, und nicht in dir: Du bliebest doch in alle Ewigkeit verloren.» Maria als Gottesgebärerin ist damit das personale Hoffnungssymbol für Gottes Liebe zur Menschheit, der kein namenloses Kollektiv anspricht, sondern alle in diese Liebesbeziehung einbeziehen will: Gott ist Mensch geworden, Maria hat Gott geboren und wir sind aufgerufen, im Glauben in diese Hoffnung einzutreten, um sie in der Liebe wirksam werden zu lassen.

Dario Colombo

[5] DH 264.

[6] «Derselbe wurde einerseits der Gottheit nach vor den Zeiten aus dem Vater gezeugt, andererseits der Menschheit nach in den letzten Tagen unsertwegen und um unseres Heiles willen aus Maria, der Jungfrau und Gottesgebärerin, geboren.» DH 301.

Zum Thema

Für neue Marienhymnen

Vor einigen Monaten hatte ich ein spannendes Gespräch mit einigen orthodoxen Geistlichen: Sie baten mich, darzulegen, was bitteschön eine ökumenisch ausgerichtete «feministische Theologie» sei. Ich versuchte mein Bestes. Meine Gesprächspartner aber schüttelten nur verwirrt den Kopf. Feministische Theologie, meinten sie, habe erst dann Berechtigung, wenn sie Maria, die Jungfrau und Muttergottes, zur Patronin ausrufen würde. Es stellte sich als Herkulesaufgabe heraus, zu vermitteln, dass das tradierte Marienbild eher eine Belastung als Gewinn für die heutige Frauenbewegung darstellt: Eine Frau, die beglückt hinnimmt, was der Herr (und später: der Klerus) ihr vorsetzt, eine Frau, die demütig und fromm leidet und dient. Dies führt – leider – dazu, dass viele Christinnen und Christen meiner Generation über Maria nicht gerne nachdenken. Die offiziellen katholischen Dogmen, die auf Jungfräulichkeit, Keuschheit und spirituelle Übermenschlichkeit fokussieren, hinterlassen einen unangenehmen Beigeschmack. In seinen Hymnen fantasiert Kirchenvater Ambrosius über den geschwollenen Leib der Jungfrau, dessen «Tor der Keuschheit geschlossen» bleibt. – Es muss doch möglich sein, das Wunder der Menschwerdung ohne misogynen Kitsch zu zeichnen! Das biblische Zeugnis hingegen zeigt Maria in allen Facetten, mit denen sich heutige Frauen und Mütter sehr wohl identifizieren können: Eine Minderjährige, die ungeplant schwanger wird (Mt 1,18). Eine junge Familie in schwierigen sozialen Verhältnissen (Lk 2,7). Eine Mutter, deren besserwisserischer 12-Jähriger ihre Sorge zurückweist, obwohl er drei Tage lang nichts hatte von sich hören lassen (Lk 2,41). Eine Familienfrau, deren Ältester die familiäre Bande aufkündigt und seine Anhängerschaft favorisiert (Mk, 3,34). Eine Frau, die umdenkt und andere auffordert, auf ihren Sohn zu hören, obwohl dieser sie harsch angeht (Joh 2,1). Die das Schmerzlichste erleben muss, was sich Eltern vorstellen können: seinen gewaltvollen Tod (Joh 19,25). Diese Themen sollten Marienhymnen – die freilich erst noch verfasst werden müssen – besingen.

Ann-Katrin Gässlein

* Ann-Katrin Gässlein (Jg. 1981) ist katholische Theologin und Religionswissenschaftlerin. Sie arbeitet an der Professur für Liturgiewissenschaft an der Universität Luzern sowie in der Cityseelsorge in St. Gallen.

Relevant für die Weitergabe des Glaubens

Das Bild der «Schmerzensmutter» Maria gibt vielen angesichts eigener Not Hoffnung auf Heil und Erlösung, ohne dabei Leid, Ungerechtigkeit und Tod in dieser Welt zu negieren. Maria wird zum Vorbild im Glauben.

Prof. Dr. Dr. h. c. Margit Eckholt (Jg. 1960) studierte katholische Theologie, Philosophie und Romanistik in Tübingen und Poitiers. Seit September 2009 ist sie Professorin für Dogmatik und Fundamentaltheologie an der Universität Osnabrück. Sie ist Leiterin des Stipendienwerkes Lateinamerika-Deutschland. Die Theologische Fakultät der Universität Luzern verlieh ihr 2019 den Ehrendoktortitel.

Maria, die junge Frau aus Nazareth, von der wir in historisch-kritischer Perspektive wenig wissen, von der aber eines der bedeutendsten Gebete der Geschichte christlichen Glaubens überliefert ist, das «Magnifikat» (Lk 1,46–55), ist von Beginn der christlichen Theologie und Frömmigkeit zu einem zentralen Bild des Glaubens und der Kirche geworden, ein «Bild», an dem Menschen ihren eigenen Glauben bilden konnten.

Die zwei neueren Mariendogmen

Das machen die beiden mariologischen Entscheidungen der Moderne deutlich, auch wenn der Zugang zu ihnen für viele Menschen heute nur schwer möglich scheint: 1854 promulgiert Pius IX. in seiner Bulle «Ineffabilis Deus» das Dogma von der ohne Erbsünde Empfangenen, der «immaculata conceptio», wie es der Volksmund formuliert, und Pius XII. erlässt 1950 in der Apostolischen Konstitution «Munificentissimus Deus» das Dogma von der Aufnahme Marias in den Himmel. Gott ist Mensch geworden, damit wir Kinder Gottes werden, um unseres Heilwerdens, unserer Erlösung und Befreiung willen. Gott hat sich «klein» gemacht, damit der Mensch «gross» wird.

Maria ist in diesem Sinn «Vorbild», von Anfang an ist sie von Gott gewollt und von ihm her «heil», das steht hinter dem Volksglauben und der dogmatischen Festlegung der Bewahrung Marias von der sog. «Erbschuld». Übersetzt in eine freiheitstheologische Perspektive: Der Blick auf Maria macht deutlich, dass es keine gottgewollte Notwendigkeit der Verstrickung in die Geschichten von Schuld und Sünde gibt. Es gibt eine «Unversehrtheit» von Gott her, die am Menschen aufgehen kann; dafür steht Maria, dafür steht das Dogma der Bewahrung Marias von der «Erbschuld». Die Verstrickungen in das Böse, in Schuld und Sünde, das Dunkle und der Tod haben auch nicht das letzte Wort; das steht hinter der dogmatischen Entscheidung von 1950: Maria wird «in den Himmel aufgenommen», das ist ein Hoffnungsbild der Zukunft, das an das Paradiesbild der ersten guten Schöpfung anknüpft. So sind die beiden Dogmen des 2. Jahrtausends Imaginationen und Symbolisierungen der Hoffnung, die aus dem Glauben an Gott, den Schöpfer und Herrn der Geschichte und Richter über alle Zukunft erwächst. Gott eröffnet dem Menschen in seiner Offenbarung in Jesus Christus Hoffnung, Sinn und Orientierung; er schenkt in Jesus Christus ein Bild vom ganzen, heilen Menschsein, das an Maria, der grossen Glaubenden, abzulesen ist. Dabei ist dies nicht das «Traumbild» einer «heilen Welt», sondern das Bild einer Frau, der ein «Schwert durch das Herz fährt» (Lk 2,35), die – so das Motiv der apokalyptischen Frau (Offb 12,1–6) – die Gewalt der Welt in ihrem Körper erfährt, deren Kind vom Drachen verschlungen werden soll, die dann in der Wüste lebt, indem sie Leben bereitet für einen anderen, Jesus Christus, in dessen Dienst sie steht.

Maria, das machen diese beiden Dogmen deutlich, ist Bild und Typus des von Gott gut erschaffenen und erlösten Menschen. Beide dogmatischen Aussagen gehören zusammen, sie stellen den Weg des Menschen in Gottes Geschichte hinein und stellen die Fragmente und Splitter menschlichen Lebens in einen grösseren Zusammenhang; der Raum Gottes lässt einen Lebenszusammenhang sehen, durch alle Schuld und Sünde hindurch, aus dem Vertrauen in das heilende, befreiende und erlösende Handeln Gottes, wie es sich in Jesus Christus ereignet hat und Hoffnung ist für alle, die ihr Leben in diesen weiten Gottesraum stellen. Von Gott her ist alle Sündenmacht der Geschichte durchbrochen.

Maria an der Seite der Menschen

In der Geschichte christlichen Glaubens ist das Bild der «Schmerzensmutter» von besonderer Relevanz geworden, ein Bild, das im Moment des abgrundtiefen Schmerzes auf eine Hoffnung hin öffnet, ohne dabei das Böse oder den Schmerz zu relativieren. Dieses Bild führt hinein in die Tiefe des christlichen Glaubens, in das, was Heil und Befreiung bedeuten; es hat in den unterschiedlichen Prozessen der Inkulturation christlichen Glaubens in allen Weltkontexten eine eigene Gestalt angenommen. Frauen in Lateinamerika, wie die «Madres del Dolor», Frauen in einem der Armenviertel von Buenos Aires, stellen uns so

ihr Bild der «Schmerzensmutter» vor Augen. Ihre Geschichten sind geprägt von der Trauer um ihre ums Leben gekommenen Kinder, durch Drogen oder verschiedenste Formen von Gewalt. Dazu gehören Frauen, in Bürgerkriegszeiten vertrieben oder aus Armut und Not aufgebrochen, Migrantinnen, die Gewalt an ihrem eigenen Körper erfahren haben und die sich miteinander verbinden und ihrem Schmerz einen Ausdruck geben. In Argentinien, Peru, Mexiko oder vielen anderen Ländern der Welt sind es die Mütter, die um ihre verschwundenen Töchter trauern, verschleppt, zur Prostitution gezwungen, und die den auch heute weiter ausgreifenden «feminicidio» anklagen.

Eine Szene aus der Feier der Karfreitagsliturgie in der Capilla San Cayetano in der Diözese Merlo-Moreno am nordöstlichen Rand von Buenos Aires hat sich in meiner Erinnerung eingegraben: Wir, eine Gruppe deutscher Theologinnen, hatten am Kreuzweg teilgenommen, der, einem

«Maria ermöglicht den Suchenden unserer Zeit ein neues Sich-Vertiefen in den Glaubensweg.»

Margit Eckholt

Passionsspiel ähnlich, von Jugendlichen aus der Gemeinde vorbereitet wurde. Im Moment der Kreuzverehrung ist eine alte Frau, klein, schmächtig, zerbrechlich, in die Rolle der Maria geschlüpft; sie steht am Kreuz und sie nimmt das Kreuz mit dem Christuskorpus in Empfang, an dem die Teilnehmer und Teilnehmerinnen der Liturgie in Form eines Wortes oder eines Bildes das geheftet haben, was ihr Kreuz ist: Arbeitslosigkeit, Einsamkeit, sexuelle Gewalt, Missbrauch, fehlende Teilhabe, fehlende Bildungsmöglichkeiten usw. Maria nimmt das in Empfang, was die hier versammelten Schmerzensfrauen und Schmerzensmänner, die Schmerzenskinder und selbst die Schmerzensgäste aus dem fernen Norden mitbringen; sie beweint es und trägt es dann zu Grabe. In diesem Bild der «Schmerzensmutter» bündelt sich der Schmerz, das Leid angesichts von Gewalt und Not, angesichts von Abgründen des Bösen, die sich in der Geschichte gesammelt haben und weiter sammeln und die keine Theodizee «wegerklären» kann.

Pietà aus dem Süddeutschen, datiert 1763, unbekannter Künstler.
(Bild: pixelio.com)

Maria, die Mutter, steht an der Seite des Sohnes in dem Moment, in dem alles «aus» zu sein scheint, und sie hält dann den Leichnam in ihren Armen. Ihr selbst geht ein «Schwert» durch das Herz (Lk 2,35), sie ist selbst von diesem Schmerz des Sohnes ganz getroffen. Passion und Com-Passion berühren sich hier, in aller Vulnerabilität verdichten sie sich zum tiefsten Ausdruck der Würde des Menschen. In der Volksreligiosität und ihren unterschiedlichen Formen – den bildlichen Umsetzungen, den Passionsspielen und ihren Inszenierungen, in Gedichten und Musik – hat sich hier ein Typus, ein Sinnbild, ausgeprägt, in dem Menschen – über die Jahrhunderte verbunden – christlichem Glauben und seiner Erlösungsdimension gerade angesichts aller Abgründe des Bösen einen Ausdruck gegeben haben.

Darum bleibt die Orientierung an den Bildern, mit denen Maria verbunden wird, von Relevanz für die Weitergabe des Glaubens heute. Maria ist «Typus des Glaubens» und «Typus der Kirche», wie bereits die Kirchenväter formuliert haben, diese Marienbilder ermöglichen den Suchenden unserer Zeit ein neues Sich-Vertiefen in den Glaubensweg und eine Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte, ein Wachsen und Reifen und ein Sich-herausfordern-Lassen durch Gottes Wort, ein Sich-Bereiten für einen Ruf und ein neues Hören auf Gottes Wort. Maria hat darauf mit ihrem Gebet geantwortet hat: «Meine Seele preist die Grösse des Herrn.»

Margit Eckholt

Weiterführende Literatur

- Eckholt, Margit, Frau aus dem Volk. Mit Maria Räume des Glaubens öffnen, Innsbruck 2015.

Neue Zugänge zu Maria aus lateinamerikanischer Perspektive:

- Bacher, Carolina, Spirituelle Sinngebungen und Praktiken im Wirken des Vereins «Madres del Dolor», in: Eckholt, Margit / Silber, Stefan (Hg.), Glauben in Mega-Citys. Transformationsprozesse in lateinamerikanischen Grossstädten und ihre Auswirkungen auf die Pastoral, Ostfildern 2014, 354–374.
- Vélez Caro, Olga Consuelo, Stadt und Frau. Setzen auf Evangelisierung, in: ebd., 142–158.
- Marialogia. Un caleidoscopio y variadas figuras, hg. von Virginia R. Azcuy, Córdoba 2022.

Unsere Liebe Frau der Mitleidvollen

Im Theaterstück «Auto da Compadecida» des brasilianischen Autors Ariano Suassuna setzt sich die Mutter Gottes vehement für die Menschen ein, und dies gegen ihren eigenen Sohn. Ein Welttheater auf brasilianisch.

Heinz Angehrn (Jg. 1955) war Pfarrer des Bistums St. Gallen und lebt seit 2018 im aktiven kirchlichen Dienst als Pensionierter im Bleniotal TI. Er ist Präsident der Redaktionskommission der Schweizerischen Kirchenzeitung und nennt als Hobbys Musik, Geschichte und Literatur.

Der Autor Ariano Suassuna (1927–2014) konvertierte mit 25 Jahren zum Katholizismus. Im Verlauf eines turbulenten Lebens als Theatermensch und Dramatiker studierte er so nebenbei noch Jus und Philosophie, war Professor für Ästhetik in Recife und machte sich landesweit einen Namen als Vertreter eines eigenständigen brasilianischen Volkstheaters. Als sein wichtigstes Werk wird das Theaterstück «Auto da Compadecida» von 1955 werden, mit vollem deutschem Titel «Das Testament des Hundes oder Das Spiel von Unserer Lieben Frau der Mitleidvollen», mehrfach übersetzt und für TV und Film bearbeitet.

Verständnis für die Notlage der Menschen

In genialer Weise treffen sich in diesem Werk die barocken Mysterienspiele im Stile des «Grossen Welttheaters» von Calderón de la Barca (1655) wie auch ihre direkten Nachfolgerinnen etwa bei Shakespeare und Hugo von Hofmannsthal («Jedermann» 1911) mit den bis in die Neuzeit darauf basierenden Stücken. Sie alle schwanken zwischen Komödie und Tragödie, Slapstick und tiefem Ernst.

Es fällt einem als Theologen zunächst schwer, nicht von Häresie und religiösem Unfug zu sprechen, wenn wir die Handlung knapp zusammenfassen: Ein Hund mit Namen Xareú hat in seinem Testament ein lateinisches Begräbnis angeordnet. Die gesamte Dorfprominenz vom Bürgermeister bis zum Bischof streitet nun um das Erbe. Sie wird von Banditen niedergestreckt. Und so landet im dritten Akt die ganze Bagage im Vorhof von Himmel und Hölle, wo sie vom Teufel ausgelacht und von «Manuel», dem Herrn Jesus persönlich, abgekanzelt wird. Bis dies geschieht: Vom Theaterdach auf Mond und Sternen glänzend stehend kommt «Unsere Liebe Frau» niedergefahren, äussert Verständnis für die Notlage der handelnden Personen und stellt sich damit sich sowohl dem Teufel wie ihrem Sohn entgegen. Ihre Fürsprache hat Erfolg: Die Übeltäter werden begnadigt, einige betreten den Himmel, andere wandern ins Fegefeuer, andere werden zurückgeschickt.

Hier nun Originalzitate aus der deutschen Übersetzung von Willy Keller[1]:

Manuel: «Ich bin es, Manuel, der Löwe aus Juda, der Sohn Davids. Steht auf, das Gericht wartet auf euch! […] Für mich gibt es keinen Unterschied zwischen schwarz und weiss. Ich bin doch kein Amerikaner.»[2]

Der Teufel: «Da kommt die Mitleidvolle! Die Weiber müssen sich überall einmischen.»[3]

Die Mitleidvolle: «Es ist wahr, sie gehören nicht zu den Besten, aber du darfst nicht vergessen, was es heisst Mensch zu sein. Das Fleisch bedingt alle diese finsteren und niedrigen Laster. Was sie taten, das taten sie aus Angst. Ich kenne das, denn ich habe mit diesen Menschen gelebt.»[4]

Und Manuel fast zynisch am Ende der Verhandlung: *«Wenn das so weitergeht, wird die Hölle enden […] ein öffentliches Amt, das zwar existiert, aber nicht funktioniert.»*[5]

Wenn wir vom Vorwurf der Häresie absehen, wenn wir ernst nehmen, dass Suassuna mit den Versatzstücken des grossen Volkstheaters spielt, dann zeigt sich uns das Werk wie eine possenhaft-komödiantische Fortsetzung der theologischen Diskussionen um die Bedeutung Marias im Gesamt christlicher Theologie. Wenn sie in Ephesos gewürdigt wurde, «Gottesmutter» zu sein, später «unbefleckte Empfängnis» zu sein, direkt in den Himmel Aufgenommene zu sein, wenn sie gar als «Miterlöserin» im Gespräch war, dann bekommt sie in diesem Volkstheater die Bedeutung eines Korrektivs zu einem rigorosen Verständnis der neutestamentlichen Reich-Gottes-Botschaft als einer so dringlichen, dass besser Hände abgehackt und Augen ausgerissen würden, als dass der Botschaft des Rabbi aus Nazareth irgendetwas vorgezogen würde. Die grosse Mutter, die das Volk versteht und auf die das Volk in seiner ganzen Erbärmlichkeit darum vertrauen kann, was für ein Bild! Nicht mehr Komödie, sondern tiefer religiöser Ernst.

Heinz Angehrn

[1] Suassuna, Ariano, Das Testament des Hundes oder Das Spiel von Unserer Lieben Frau der Mitleidvollen. Übersetzt von Willy Keller, St. Gallen / Wuppertal 1986.

[2] Ebd. 64 f. [3] Ebd. 73. [4] Ebd. 79. [5] Ebd. 79.

Chronik

Bedeutende kirchliche Ereignisse schweiz- und weltweit vom 19. August bis 1. September: *(red.)*

KIRCHE SCHWEIZ

Sommerschule in Camperio
20.08.: Das Tessiner Netzwerk Laudato si' organisiert zum zweiten Mal eine Sommerschule in Camperio TI. Menschen aus rund 20 christlich inspirierten Vereinigungen aus der Region nehmen daran teil.

Diözesanversammlung des Presbyteriums
29.08.: Das Presbyterium der Diözese Lugano beginnt seine Diözesanversammlung. Sie dauert bis zum 31. August. Die Priester diskutieren über «Gemeinsam Priester sein: heute, hier, für?»

Neuer Präsident bei der VOS'USM
01.09.: Kanoniker Jean-Michel Girard, Abtprobst des Grossen St. Bernhard, übernimmt für ein Jahr die Präsidentschaft der Vereinigung der Höheren Ordensoberen der Schweiz VOS'USM.

Schweizergarde
01.09.: Die Schweizergarde informiert, dass sie ihre Präsenz in der Schweiz ausbaut und hierfür eine Medienstelle und ein Verbindungsbüro einrichtet.

KIRCHE WELTWEIT

Bischof wird in Nicaragua festgenommen
19.08.: Am frühen Morgen stürmen Polizeikräfte das Bischofshaus von Matagalpa und nehmen den regierungskritischen Diözesanbischof Rolando Alvarez und weitere Geistliche fest. Der Bischof stand schon seit mehr als zwei Wochen unter Hausarrest. Die Festnahme des Bischofs bedeutet eine weitere Eskalation im Konflikt zwischen Staat und Kirche in Nicaragua.

Zehnte Nationalversammlung
20.08.: An der zehnten Nationalversammlung, die am 18. August begann, wählen die Vertreter der katholischen Kirche Chinas den Beijinger Bischof Li Shan zum Vorsitzenden der Chinesischen katholischen patriotischen Vereinigung und Bischof Shen Bin von Haimen zum neuen Vorsitzenden der offiziellen, von Rom nicht anerkannten Bischofskonferenz. Darüber hinaus legen sie die Arbeitsziele für die kommenden fünf Jahre fest. Sowohl die Patriotische Vereinigung als auch die Bischofskonferenz bekräftigen das Prinzip der (von Rom) unabhängigen und autonomen Selbstverwaltung der Kirche.

Botschaft zum 50. Jahrestag
24.08.: Der Vatikan veröffentlicht die Botschaft des Papstes zum 50. Jahrestag des Motu proprio «Ministeria quaedam». Franziskus wünscht in seiner Botschaft einen Austausch über den Reichtum der Erfahrungen mit den Diensten, die die Kirche seit «Ministeria quaedam» gemacht hat, und zwar sowohl mit den institutionalisierten Diensten (Lektoren, Akolythen und seit Kurzem auch Katecheten) als auch mit den ausserordentlichen und de-facto-Diensten.

Zwischenbericht im Bistum Trier
25.08.: Die Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt im Bistum Trier legt einen ersten Zwischenbericht vor. Namentlich oder anonym identifiziert werden konnten 513 Missbrauchsbetroffene.

Konsistorium
27.08.: Das ordentliche Konsistorium zur Erhebung 20 neuer Kardinäle findet statt. Papst Franziskus rief dieses Konsistorium am 29. Mai beim Regina caeli ein und gab dabei auch die Liste der Kirchenmänner bekannt, die er in den Kardinalsstand erheben wird. Darüber hinaus entscheidet das ordentliche Konsistorium, dass der italienische Ordensgründer Giovanni Battista Scalabrini und der italienische Laien-Salesianer und Missionar in Argentinien am 9. Oktober heiliggesprochen werden.

Papstreise nach L'Aquila
28.08.: Papst Franziskus reist zur traditionsreichen Wallfahrt «Perdonanza Celestiniana» nach L'Aquila. Er öffnet im Rahmen einer Eucharistiefeier in der Basilika Santa Maria di Collemaggio die heilige Pforte. Die «Perdonanza Celestiniana» findet in diesem Jahr zum 728. Mal statt.

Kardinalsversammlung
29.08.: Die grosse Kardinalsversammlung berät über das neue Grundlagendokument der Römischen Kurie «Praedicate Evangelium». Dieses ersetzt die Konstitution «Pastor Bonus» aus dem Jahr 1988. Die Gespräche dauern bis zum 30. August.

Elfte Vollversammlung in Karlsruhe
31.08.: Die Vorsitzende des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK), Dr. Agnes Abuom, eröffnet die elfte Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen. Diese dauert bis zum 8. September. Es nehmen rund 4000 Delegierte aus 350 Mitgliedskirchen teil. Das Thema der Vollversammlung lautet «Die Liebe Christi bewegt, versöhnt und eint die Welt».

Wechsel in der deutschen Sektion
01.09.: Winfried König, der Leiter der deutschsprachigen Abteilung am vatikanischen Staatssekretariat, wechselt nach 20 Jahren in Rom nach Deutschland. Marco Schrage, Priester der Diözese Osnabrück, verstärkt neu die deutsche Abteilung.

Wie wenig ich nütze bin

Wie wenig nütze ich bin,
ich hebe den Finger und hinterlasse
nicht den kleinsten Strich
in der Luft.

Die Zeit verwischt mein Gesicht,
sie hat schon begonnen.
Hinter meinen Schritten im Staub
wäscht Regen die Strasse blank
wie eine Hausfrau.

Ich war hier.
Ich gehe vorüber
ohne Spur.
Die Ulmen am Weg
winken mir zu wie ich komme,
grün blau goldener Gruss,
und vergessen mich,
eh ich vorbei bin.

Ich gehe vorüber –
aber ich lasse vielleicht
den kleinen Ton meiner Stimme,
mein Lachen und meine Tränen
und auch den Gruss der Bäume im Abend
auf einem Stückchen Papier.

Und im Vorbeigehn,
ganz absichtslos,
zünde ich die ein oder andere
Laterne an
in den Herzen am Wegrand.

(Hilde Domin)

Hilde Domin, geborene Hildegard Dina Löwenstein (1909–2006), war eine deutsche Schriftstellerin jüdischen Glaubens. Sie war vor allem als Lyrikerin bekannt und eine bedeutende Vertreterin des «ungereimten Gedichts». Nach ihrem Exil in der Dominikanischen Republik, der Domin ihren Künstlernamen entlehnte, lebte sie von 1961 an in Heidelberg. Das nebenstehende Gedicht stammt aus «Gesammelte Gedichte», 4. Auflage, Frankfurt a. M. 1993.

«Ich habe Freude an der Liturgie»

Der Liturgiewissenschaftler Martin Klöckener wird Ende September emeritiert. Die SKZ schaut mit ihm auf die Entwicklungen in der Liturgie seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und fragt nach seinen zukünftigen Projekten.

Prof. Dr. Martin Klöckener (Jg. 1955) ist seit 1994 Professor für Liturgiewissenschaft und seit 1999 Direktor des Instituts für Liturgiewissenschaft an der Universität Freiburg i. Ü. Er war bis Ende Juli Vizedekan an derselben Universität. Er wird am 30. September emeritiert.

SKZ: **Herr Klöckener, was fasziniert Sie an der Liturgiewissenschaft?**

Martin Klöckener: Ich habe Freude an der Liturgie selbst. In unserem Fach geht es nicht nur um eine intellektuelle Durchdringung, sondern auch um eine persönliche Motivation, die aus eigener Wertschätzung von Gottesdienstfeiern herrührt. Liturgie ist gleichsam eine Konzentration von Theologie. Die Liturgiewissenschaft kennt viele interdisziplinäre Verbindungen – zur Bibel, Pastoral, Geschichte usw. Sie bietet deshalb viele Anknüpfungspunkte. Interessant finde ich auch den Zusammenhang von Liturgie und Spiritualität. Gerade Liturgie als Ausdrucksgeschehen im geistlichen Bereich ist fundamental. Mich hat auch immer die Beschäftigung mit liturgischen Quellen aus unterschiedlichen Epochen interessiert. Hinter diesen historischen Dokumenten stehen Menschen, frühere Generationen von Schwestern und Brüdern im Glauben, die damit ebenfalls Gottesdienst gefeiert und ihrer Gottessuche Ausdruck verliehen haben. Und Liturgiewissenschaft ist ein stark ökumenisches Fach. Hier in der Schweiz spielt die Ökumene vor allem mit den Kirchen der Reformation eine bedeutende Rolle, aber es gibt auch Ökumene mit den vielen Ostkirchen. Darin besteht ein immenser Schatz. Wenn man diesen aufgreift, ergeben sich für die konkrete Arbeit und das Gottesdienstverständnis interessante und bereichernde Aspekte. Ökumene strebt oft auf eine gemeinsame liturgische Feier hin, da man von Seiten der unterschiedlichen Kirchen realisiert, dass sich vor allem in der liturgischen Feier die Einheit im Glauben ausdrückt.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat im Bereich der Liturgie vieles angestossen. Was wurde bereits umgesetzt und welche Anliegen müssen noch in Angriff genommen werden?

Das Konzil hat in den 1960er-Jahren stattgefunden. Wir haben heute eine völlig veränderte Ausgangssituation, was das Leben in der Kirche, den Glauben, auch was die Einbettung von Kirche und Liturgie in die Gesellschaft betrifft. Man muss natürlich vom Konzil selbst ausgehen, dort sind Grundlagen gelegt, die bleibende Gültigkeit haben; gleichzeitig muss auch vieles weitergedacht werden. Die erste Sorge nach dem Konzil war, die liturgischen Bücher zu veröffentlichen; denn wenn man gottesdienstliche Erneuerung will, braucht man entsprechende Quellen. Die andere Frage ist, wie weit solche Reformmassnahmen implantiert werden können. Vieles ist problemlos und rasch verlaufen, manchmal sogar schneller, als es die kirchlichen Autoritäten wünschten. Bei anderen Fragen gab es eine weniger glückliche Entwicklung. Ich nenne als ein Beispiel den Umgang mit der Bibel in der Liturgie. Im deutschen Sprachgebiet hat sich bedauerlicherweise weithin durchgesetzt, dass man an Sonntagen und Feiertagen, an denen drei Lesungen vorgesehen sind, fast immer eine Lesung auslässt. Das findet man in keinem anderen Land. Die Frage nach dem Umgang mit der Heiligen Schrift in der Liturgie bleibt eine Herausforderung. Was insgesamt gut gelungen ist und schnell ging, war die Einführung der Muttersprache. Doch da diese viel stärker als eine lateinische Liturgie am Sprach- und Kulturwandel teilhat, sind konsequenterweise in viel grösserer Häufigkeit Erneuerungen der liturgischen Quellen erforderlich. Im deutschen Sprachgebiet gibt es von einigen liturgischen Büchern überarbeitete Neuauflagen, die versuchen, im Rahmen des Möglichen auf gewisse Veränderungen in der Pastoral zu reagieren. Auf das neue Messbuch warten wir noch; auch am Stundenbuch müsste man dringend arbeiten. Für die Tagzeitenliturgie sah das Konzil vor, dass Teile davon von den Gläubigen

«Es braucht eine Einheit in der Liturgie, aber man darf Einheit nicht mit Einheitlichkeit verwechseln.»

Martin Klöckener

insgesamt verrichtet werden könnten. Recht bald wurde dieses Vorhaben aber aufgegeben, weil es sich als zu schwierig erwies und man damals doch noch zu sehr im alten «Brevierdenken» verhaftet war. Wir haben heute mit «Magnificat» und «Te Deum» brauchbare Hilfen, doch sind diese auf Einzelbeterinnen und -beter ausgerichtet und nicht auf gemeinschaftliche Feiern. Das ist ein grosses Defizit. Es fehlen Ideen und auch die Bereitschaft, sich in diesem Sinne zu engagieren. Weiterhin spannungsreich bleibt das Verhältnis von Ortskirche und Universalkirche. Das Konzil erkennt die Ortskirchen als vollständige eigene kirchliche Wirklichkeit an, die in Einheit mit dem Bischof von Rom stehen. In der Liturgie hinken wir auf diesem Feld teilweise hinterher. Es braucht eine Einheit in der Liturgie, aber man darf Einheit nicht mit Einheitlichkeit verwechseln; allerdings muss auch der gottesdienstlichen Vielfalt am Erhalt der Einheit gelegen sein. Diese komplexe Problematik wird von verschiedenen Seiten aus zu wenig reflektiert; dahinter stehen nicht zuletzt grundlegende Fragen der Ekklesiologie. Der neue Präfekt der Gottesdienstkongregation hat kürzlich geschrieben, dass man die Vielfalt und Vielgestalt der römischen Liturgie im Blick behalten müsse, die eben auch in den legitimen muttersprachlichen Fassungen bestehe und nicht mehr nur, wie früher, in einer einzigen lateinischen Gestalt. Das war meines Wissens das erste Mal, dass diese Frage vom Apostolischen Stuhl explizit wahrgenommen wurde.

Sie forschen auch über die Geschichte der Liturgie. Welches waren Ihre interessantesten Entdeckungen?

Ich habe viel zur Liturgie bei Augustinus geforscht. Das Werk des Augustinus ist eine exzellente Quelle für das Leben der Alten Kirche, aus dem sich viele Inspirationen für heute gewinnen lassen. Augustinus war die Erschliessung von Liturgie für die Gläubigen ein grosses Anliegen. In vielen Predigten legt er die Liturgie direkt aus oder knüpft an sie an und führt von dort in das christliche Leben hinein. Im Bereich nördlich der Alpen ist es eine hoch spannende Geschichte, wie die römische Liturgie in die gallisch-fränkische Liturgie hinein transferiert wird, wie sie geändert, rezipiert, angepasst wird. Die spätantiken römischen Quellen waren zum Teil recht knapp; so setzte sich beispielsweise Anfang des 9. Jh. jemand im Frankenreich hin und schrieb 222 neue Präfationen. Oder die Verschmelzung mit anderen Liturgiefamilien wie der spanischen Liturgie, deren Texte äusserst emotionsgeladen sind. Es kommen neue Buchtypen auf, die vom tatsächlich notwendigen Gebrauch für bestimmte Feiersituationen ausgehen. Gerade die Karolingerzeit ist in dieser Hinsicht immens schöpferisch. Man bewahrt eine Tradition und zeigt gleichzeitig, wie man sie weiterentwickeln muss, damit sie lebendig bleibt. Zurzeit arbeite ich im Rahmen eines Forschungsprojekts des Schweizerischen Nationalfonds über die Tagzeitenliturgie in St. Nikolaus in Freiburg im Spätmittelalter. Fünf Breviere aus der Zeit zwischen ungefähr 1300 und 1460 sind erhalten, dazu zahlreiche andere Buchtypen wie Antiphonare, Hymnare usw. Sie zeigen, welche Vielfalt es im Mittelalter innerhalb einer Diözese gegeben hat und wie liturgische Texte fortlaufend weiterbearbeitet wurden.

Welche Projekte, Ideen, Wünsche haben Sie für die Zeit nach Ihrer Emeritierung?

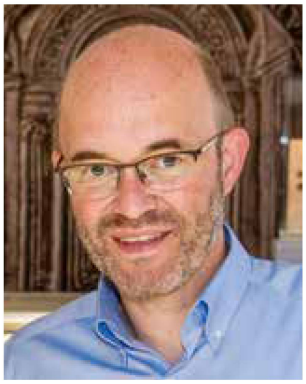
Zunächst hoffe ich, dass mir die Gesundheit erhalten bleibt. Ich werde vorerst noch Hauptherausgeber des «Archivs für Liturgiewissenschaft» bleiben, ebenso der Freiburger wissenschaftlichen Reihe «Spicilegium Friburgense». Beim Handbuch «Gottesdienst der Kirche» muss ich, ebenfalls als Herausgeber, selbst noch einen Band über die Quellen der Liturgie schreiben. Als eine alte Pflicht wartet der vierte Band der «Dokumente zur Erneuerung der Liturgie» darauf, abgeschlossen zu werden. Im Zusammenhang mit dem Forschungsprojekt zu den Freiburger liturgischen Quellen möchte ich ein Zeremoniale der heutigen Kathedrale von Freiburg aus dem Ende des 16. Jh. edieren, eine hoch interessante Quelle. Ihr erster Teil befasst sich mit einer Feiertagsordnung und der Verpflichtung zur Sonntagsmesse. Hier sieht man gut, wie die Sozialstrukturen funktioniert haben. Der zweite Teil behandelt das Offizium der Chorherren nach der Lausanner Tradition, aber mit Freiburger Eigenheiten. Der interessanteste Teil ist das Prozessionale, in dem beschrieben wird, welche Prozessionen an welchen Tagen zu welchen Stationen gehalten werden. Wenn man einen Stadtplan daneben legt, kann man noch heute nachverfolgen, welche Wege die Gläubigen damals gegangen sind. Der vierte Teil betrifft die Messe, und das in einer bemerkenswerten Situation: Im Auftrag des Konzils von Trient wurden die neuen Bücher bereits veröffentlicht, diese sind aber in Freiburg noch nicht umfassend eingeführt worden. Französische Kollegen wünschen, dass ich einen Band über meine Augustinusforschung in französischer Sprache publiziere. Des Weiteren gehöre ich einer Arbeitsgruppe an, die Vorüberlegungen für eine Neuausgabe des deutschen Messbuchs anstellt, woraus vielleicht eine längerfristige Arbeit werden könnte. Die vielfältigen Herausforderungen der Gegenwart im Blick auf die Liturgie verdienen eine intensive Beschäftigung. Ich erhoffe mir allerdings schon, dass ich nach der Emeritierung ein bisschen mehr Freiheit und Zeit für die Familie haben werde. Bei allem macht es mir grosse Freude, in der Theologie und speziell in der Liturgiewissenschaft zu arbeiten. Ideen habe ich noch genug. Ich werde schauen, was die kommende geschenkte Lebenszeit mir erlaubt.

Interview: Rosmarie Schärer

Interview in voller Länge unter www.kirchenzeitung.ch

Der lächelnde Papst

Am 4. September wurde Papst Johannes Paul I. seliggesprochen. Aufgrund seiner kurzen Amtszeit von nur 33 Tagen bleibt er vor allem durch seine liebenswürdige und bescheidene Art in Erinnerung.



Prof. Dr. Jörg Ernesti (Jg. 1966) studierte Philosophie und Theologie in Paderborn (D), Wien und Rom. Zunächst arbeitete er als Professor für Kirchengeschichte in Brixen (Südtirol). Seit 2013 ist er Professor für Kirchgeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Augsburg und seit 2019 Dekan.

Es gibt Personen des öffentlichen Lebens, die man nicht nur kennt, sondern mit denen man vertraut zu sein scheint. Menschen auf der ganzen Welt haben am Schicksal von Prinzessin Diana Anteil genommen, ohne ihr jemals begegnet zu sein. Viele Amerikanerinnen und Amerikaner sehen in dem ehemaligen Präsidenten Jimmy Carter einen «good fellow», ohne ihn getroffen zu haben. Zu dieser Kategorie von Persönlichkeiten gehört wohl auch Johannes Paul I., der am 4. September in Rom seliggesprochen wurde. Die Bilder des «lächelnden Papstes» sind unzähligen Katholikinnen und Katholiken nicht nur bekannt, sondern vertraut – eine wehmütige Erinnerung an einen Mann, der in den kurzen 33 Tagen seines Pontifikates die Welt verzaubert hat.

Volksnaher Bischof

Dass er einmal Karriere machen würde, war Albino Luciani nicht in die Wiege gelegt. Er wurde 1912 in einem Bergdorf in der Diözese Belluno geboren. Der Vater arbeitete als Maurer, und da es zu Hause nicht genug Arbeit gab, war er jedes Jahr als Saisonarbeiter unterwegs. In der Schönheit und Feierlichkeit der Liturgie erlebte Albino als Ministrant eine andere Welt, die sich von den ärmlichen Verhältnissen des Elternhauses abhob. Als der Pfarrer des Ortes vorschlug, sein Sohn solle in das Kleine Seminar eintreten, gab der sozialistisch gesinnte Vater nur zögerlich seine Zustimmung. Nach der Priesterweihe im Jahr 1935 folgte eine klassische kirchliche Laufbahn: Luciani wurde Vizedirektor und Dozent im Priesterseminar, er schrieb eine Doktorarbeit über den italienischen Philosophen Antonio Rosmini, wurde Leiter des Katechetischen Amtes und schliesslich Generalvikar.

Dass er 1958 zum Bischof der benachbarten Diözese Vittorio Veneto ernannt wurde, war keine Selbstverständlichkeit, da er gesundheitlich beeinträchtigt war; zweimal hatte er eine schwere Lungenentzündung gehabt. Er wurde ein volkstümlicher Bischof, der viel Wert auf die religiöse Unterweisung der Kinder und Jugendlichen sowie auf die Predigt in der Kathedrale legte. Durch Visitationen machte er sich ein Bild vom Zustand der Pfarreien.

Paul VI. schätzte den liebenswürdigen Kirchenmann und entzog ihm auch dann nicht das Vertrauen, als er im Namen der Bischöfe seiner Kirchenprovinz eine Denkschrift verfasste, in der er sich für eine Zulassung künstlicher Empfängnisverhütungsmittel aussprach. Das Verbot durch die Enzyklika «Humanae vitae» vom 25. Juli 1968 konnte er damit nicht verhindern. Luciani nahm die Entscheidung loyal an und rief auch seine Diözesanen auf, sich an die päpstliche Weisung zu halten. 1969 ernannte ihn der Papst zum Patriarchen von Venedig. Als er drei Jahre später zum Pastoralbesuch in die Lagunenstadt kam, legte er dem völlig überraschten Patriarchen die Papststola um.

«Es ist schwer zu sagen, welche Schwerpunkte er als Papst gesetzt hätte.»

Jörg Ernesti

Der spätere Pontifex war ein belesener Mann. Davon zeugen die schönen fiktiven Briefe, die er an grosse Personen der Weltgeschichte verfasste: an Charles Dickens, Kaiserin Maria Theresia, Goethe, König David … Sie erschienen zunächst in einer Kirchenzeitung und später gesammelt als Buch.[1]

Der lächelnde Papst

Am 6. August 1978 starb Paul VI. Das zentrale Anliegen seines Pontifikates war die Umsetzung der Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils. Lucianis zügige Wahl zum Nachfolger muss man als Option für die Fortsetzung dieses Programms verstehen. Darauf deutet auch die Festlegung des Papstnamens hin, zum ersten Mal in der Kirchengeschichte ein Doppelname. Bescheiden, wie er war, bekannte er über seine beiden Vorgänger: «Ich habe weder Johannes' Weisheit des Herzens noch Pauls profunde Bildung – aber nun stehe ich an ihrer Stelle.»

Als erster Papst seit dem Mittelalter verzichtete er auf eine Krönung und liess sich im Rahmen einer heiligen Messe, in der ihm das Pallium an-

[1] Luciani, Albino, Ihr ergebener Albino Luciani. Briefe an Persönlichkeiten. München, 1978.

gelegt wurde und die Kardinäle ihm die Treue schworen, in sein Amt einführen. Paul VI. hatte während des Konzils auf den traditionellen päpstlichen Tragsessel verzichtet, ihn zuletzt aber wegen seiner Arthrose wieder eingeführt. Die Mitarbeiter konnten den neuen Papst nun überzeugen, dass er auf der Sänfte besser gesehen werde (er war nicht sehr gross). Die Journalisten hatten bald schon einen Beinamen für ihn: «Il Papa del sorriso» – der lächelnde Papst. Schaut man sich noch einmal die Fernsehaufnahmen seiner vier Auftritte in der Audienzhalle an, wo er über die drei theologischen Tugenden und über die Demut sprach, so fällt in der Tat seine grosse Liebenswürdigkeit und Heiterkeit auf. Zweimal rief er Kinder zu sich heran und führte über die Armlehne seines Thronsessels hinweg ein Zwiegespräch mit ihnen, zum Erstaunen der Menge. Übrigens sprach er zumeist nicht vom Blatt, sondern formulierte frei, mit einer hohen, etwas belegt wirkenden Stimme.

Es ist schwer zu sagen, welche Schwerpunkte er als Papst gesetzt hätte, wenn ihm mehr an Zeit verblieben wäre. Ein «Theologenpapst» wäre er vermutlich nicht geworden. Die Doktorarbeit hatte er aus karrieretechnischen Gründen geschrieben. Seine Hirtenbriefe und Predigten kreisten um Fragen der Pfarrgemeinde, des christlichen Lebens und der religiösen Erziehung. Noch in Belluno hatte er einen kleinen Katechismus veröffentlicht, der den Glauben sehr anschaulich nahebrachte. Wahrscheinlich hätte es also eines starken Präfekten der Glaubenskongregation an seiner Seite bedurft, der ihn theologisch begleitet hätte. Auf einem weiteren Feld war er nicht versiert: Im Jahrhundert vor seiner Wahl waren fast alle Päpste diplomatisch ausgebildet worden, hatten als Nuntien oder im vatikanischen Staatssekretariat gewirkt. Diese Erfahrung konnte Luciani nicht vorweisen. Auch hier hätte er mit der Wahl eines starken Kardinalstaatssekretärs einen wichtigen Akzent setzen müssen.

Plötzlicher Tod und Spekulationen

Sein Pontifikat währte nur 33 Tage bis zu seinem plötzlichen Tod in der Nacht vom 28. auf den 29. September 1978. Beim Abendessen hatte er über Brustschmerzen geklagt, die Sorgen seiner Haushaltsangehörigen aber zerstreut. Spätabends zog er sich in sein Schlafzimmer zurück, um noch etwas zu lesen. Kurz darauf muss er einen Herzinfarkt erlitten haben, der unmittelbar zum Tode führte. Dass bald nach seinem Tod Gerüchte über dessen Ursache aufkamen, daran war der Vatikan selbst nicht ganz unschuldig. So hatte der Pressesaal zunächst bekannt gegeben, der Pontifex sei von seinem Sekretär tot aufgefunden worden. Wenig später musste man sich korrigieren: Eine der Ordensschwestern seines Haushalts hatte den Leichnam entdeckt, als sie Johannes Paul I. den Morgenkaffee bringen wollte. Offenbar hatte man es nicht für passend gehalten, dass eine Frau Zugang zum Schlafgemach des Pontifex hatte. Zunächst war mitgeteilt worden, der Papst habe ein frommes Buch, die «Nachfolge Christi», in seinen Händen gehabt. Man musste auch das korrigieren: Es waren ältere Predigtnotizen, mit denen er sich auf die kommenden Ansprachen vorbereitete. Sein plötzlicher Tod und diese mysteriösen Umstände führten dazu, dass bald schon Verschwörungstheorien in Umlauf kamen. Der britische Autor David A. Yallop veröffentlichte 1984 das Buch «In Gottes Namen», in dem er die These vertrat, der Papst sei vergiftet worden. Im Hintergrund sollten die geheimen Machenschaften der Vatikanbank stehen, die Hauptanteilseigner einer anderen Bank, der «Banco Ambrosiano», war. Letztere sollte wenig später kollabieren. Die Umstände seines Todes wurden im Rahmen des Seligsprechungsverfahrens gründlich rekonstruiert. Der Befund ist eindeutig: Johannes Paul I. starb eines natürlichen Todes.

Die unerfreulichen Gerüchte um seinen Tod konnten das Bild des bescheidenen und freundlichen Papstes jedoch nicht verdunkeln. Er wird nicht nur den Katholikinnen und Katholiken als lächelnder Pontifex im Gedächtnis bleiben.

Jörg Ernesti

Papst Johannes Paul I. ging als der lächelnde Papst in die Geschichte ein. (Bild: CNS photo/ L'Osservatore Romano)

Heute die Weichen für übermorgen stellen

Für städtische Kirchgemeinden haben die schrumpfenden Mitgliederzahlen nebst dem Rückgang der Kirchensteuern auch Folgen für die unzähligen Gebäude. Die SKZ hat sich in der Stadt St. Gallen umgehört.

Die Katholische Kirche verfügt in der Stadt St. Gallen über eine grosse Anzahl Kirchen, Kapellen, Pfarreiheime und Pfarrhäuser. Diese Infrastruktur wird künftig nicht mehr den pastoralen Bedürfnissen und den finanziellen Möglichkeiten entsprechen. Sie soll im Rahmen einer neuen Gebäudestrategie überdacht und angepasst werden.

SKZ: **Herr Bossart, die Katholische Kirche in der Stadt St. Gallen führt eine breite Diskussion rund um ihre Räume und Infrastruktur. Warum?**
Armin Bossart: Nach einem mehrjährigen Zukunftsprozess sind die pastoralen und staatskirchenrechtlichen Verantwortungsträger in der Stadt St. Gallen gemeinsam zum Schluss gelangt, dass zwei Fragen zu klären sind: Welche räumliche Infrastruktur braucht die nächste Generation? Und welche räumliche Infrastruktur kann die nächste Generation finanziell noch tragen? Gestützt darauf wurde ein Positionspapier erarbeitet, das eine Auslegeordnung vornimmt, verschiedene Überlegungen anstellt und zum Teil provokative Massnahmen vorschlägt.

Entspricht die heutige Infrastruktur nicht den Bedürfnissen der nächsten Generation?
Nein. Wir erleben eine «Verkernung» der Pfarreien, d. h. wir haben immer kleinere Gottesdienstgemeinden, immer weniger Menschen erleben die Kirche im Quartier als ihre Heimat. Dagegen erleben wir immer mehr Mobilität in der Auswahl der Angebote und mehr Bereitschaft, sich an individuelleren Orten, Zeiten und Formen spirituell auszuleben. Unsere räumliche Infrastruktur ist aber unverändert auf das zunehmend schwindende volkskirchliche Modell ausgerichtet. Dies gilt es gestützt auf ein gesamtstädtisches Seelsorgekonzept anzupassen.

Und welche Infrastruktur kann sich die nächste Generation leisten?
Wenn ich das wüsste. Die Kirchgemeinde St. Gallen hat in den letzten zehn Jahren rund 12 Prozent ihrer Mitglieder verloren. Allein in den letzten vier Jahren ist eine Reduktion um 2400 Mitglieder zu verzeichnen, was an vielen anderen Orten eine ganze Pfarrei ist. Die Stadt St. Gallen ist in den letzten Jahrzehnten mangels Bauland weit unterdurchschnittlich gewachsen. Somit haben wir auch nicht von der Migration profitiert, die an vielen Orten in der Schweiz den Mitgliederrückgang hat auffangen können. Und es ist klar: Weniger Mitglieder bedeutet über kurz oder lang weniger Steuereingänge. Diese Aussichten sensibilisieren für die Frage, ob die zur Verfügung stehenden Ressourcen richtig eingesetzt werden.

Dr. Armin Bossart (Jg. 1977) ist seit 2015 Präsident der Katholischen Kirchgemeinde St. Gallen. Hauptberuflich ist er selbständiger Rechtsanwalt in der Stadt St. Gallen.

Die kürzlich erschienene Ecoplanstudie «Zukunft der Kirchenfinanzen» weist den Handlungsbedarf aus. Ist Eile geboten?
Sorgen bereitet uns nicht das Heute oder das Morgen. Sorgen bereitet uns das Übermorgen. Sinnvoll ist, aus einer Position der Stärke zu agieren. Dann, wenn wir noch genügend Kraft und Finanzmittel haben, aktiv zu gestalten und unsere Infrastruktur mit dem nötigen Spielraum und mit Kreativität auf die kirchlichen Bedürfnisse der nächsten Generation anzupassen. Das ist jetzt noch der Fall.

Was ist der Inhalt der neuen Gebäudestrategie?
Über die Gebäudestrategie ist noch nicht entschieden. Das von der pastoralen und der staatskirchenrechtlichen Seite gemeinsam erarbeitete Positionspapier wurde im Februar 2022 zur Vernehmlassung gestellt. Wir erhoffen uns eine breit geführte Diskussion, gestützt darauf die Weichen gestellt und Entscheidungen gefällt werden können.

Welche Massnahmen werden im Positionspapier konkret vorgeschlagen?
Eine der zur Diskussion gestellten Stossrichtungen ist, künftig auf drei Hauptstandorte zu fokussieren. An diesen Orten wollen wir am Vollausbau festhalten, d. h. an maximalem liturgischem Raum für die grossen Feiern, an einem reichhaltigen Angebot an Versammlungsräumen,

an Büros und Sitzungsräumen, an Sälen für Veranstaltungen, die über die Bedürfnisse der Pfarrei hinausgehen.

Heisst das auch, dass die anderen Standorte aufgehoben werden?
Nein, wir wollen an der Präsenz in den Quartieren festhalten. Wir wollen keinen einzigen Standort gänzlich aufgeben. Die Nähe bei den Menschen ist die grosse Stärke der Kirche. Bei vier Standorten wollen wir aber klären, ob die heutige Infrastruktur anzupassen ist. Konkret haben wir zur Debatte gestellt, ob und wie diese im Sinne der nächsten Generation redimensioniert und umgestaltet werden können. Bei weiteren zwei Standorten haben wir die Frage aufgeworfen, ob mit der evangelisch-reformierten Kirche das Gespräch gesucht werden soll, um eine «räumliche Ökumene», also die gemeinsame Nutzung eines der bestehenden Standorte für beide Konfessionen, zu prüfen. Bei weiteren drei Standorten drängen sich aus unserer Sicht derzeit keine Änderungen auf.

Angedacht wird eine Redimensionierung an gewissen Standorten. Ist auch die Schliessung von Kirchen geplant?
Umnutzungen von Kirchen sind äusserst anspruchsvoll. Zum einen emotional, weil Kirchen wichtige Orte mit starker Symbolkraft sind, die nur wohlüberlegt und in Absprache mit den zuständigen Stellen angetastet werden dürfen. Zum anderen aber auch technisch, weil mit Denkmalpflege, Zonenzugehörigkeit usw. herausfordernde Rahmenbedingungen bestehen. Dennoch wollen wir die Diskussionen im Moment ohne Denkverbote und ohne Tabuthemen führen.

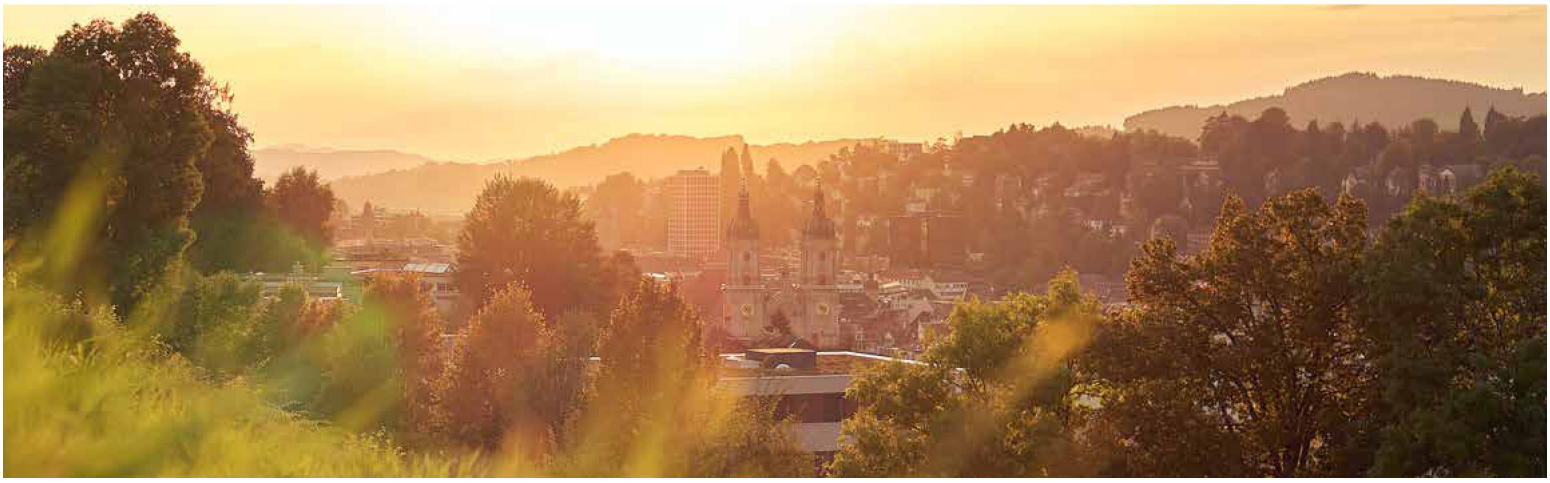
Wer Kirchenräume hinterfragt, weckt Emotionen. Schlägt Ihnen keine Opposition entgegen?
Die ersten Reaktionen auf unser Positionspapier habe ich sehr konstruktiv und sachlich erlebt. Im Innersten weiss jede und jeder, dass Handlungsbedarf besteht und wir die Augen vor der Realität nicht einfach verschliessen dürfen. Aber es ist klar: Veränderungen lösen bei Direktbetroffenen immer Emotionen aus und sehr häufig auch Ablehnung als erste Reaktion. Ich kann das bestens nachvollziehen. Menschen, die sich mit Herzblut in der Kirche engagieren, wollen bewahren und schützen. Die zum weit überwiegenden Teil positiven und ermutigenden Rückmeldungen zeigen aber, dass wir den richtigen Weg gehen, indem wir diese Diskussionen führen.

Sollte man sich die Diskussion rund um die Infrastruktur nicht besser sparen und stattdessen die Kirchen durch bessere Seelsorgekonzepte wieder füllen?
Die gesellschaftlichen Entwicklungen, die zu den veränderten seelsorgerlichen Bedürfnissen und zum Mitgliederrückgang führen, dürften ein Megatrend sein, gegen den wir uns kaum erfolgsversprechend stemmen können. Dass sich immer weniger Menschen an die Kirche anbinden lassen wollen, gilt es anzunehmen. Es gilt auch hier das Bonmot: Wir müssen die Menschen nicht anbinden, wir müssen sie fesseln. Fesseln mit gelebter Spiritualität, mit überzeugender Begleitung an den wichtigen Schnittstellen des Lebens, mit authentischem, sozialdiakonischem Engagement. Dies gelingt nicht, wenn wir in unseren Kirchgebäuden auf Gläubige warten. Wir müssen hinaus zu den Menschen. Und was ist die Folge davon? Wir brauchen weniger und kleinere bauliche Infrastruktur.

Was sind die Erfolgsfaktoren, dass der angestossene Prozess erfolgreich abgeschlossen werden kann?
Ich habe auf eindrückliche Weise erleben dürfen, wie die pastorale und die staatskirchenrechtliche Seite dieses schwierige Thema Hand in Hand angegangen sind und aufgegleist haben. Dieses enge Zusammenwirken beider dualer Partner erachte ist als wichtigste Grundvoraussetzung für das Gelingen eines solchen Prozesses. Entscheidend wird letztlich sein, ob die Kirchenbasis für die Veränderungen sensibilisiert werden kann. Diesbezüglich mache ich mir keine Sorgen. Wer sich kirchlich engagiert, dem liegt die Kirche am Herzen. Und wem die Kirche am Herzen liegt, der will die Kirche in die Zukunft führen und der nächsten Generation eine kirchliche Infrastruktur hinterlassen, die deren Bedürfnissen entspricht und die von ihr auch finanziell getragen werden kann.

*Interview: Antonia Zahner**

* Antonia Zahner ist Kommunikationsbeauftragte der Katholischen Kirche im Lebensraum St. Gallen und der Kirchgemeinde St. Gallen.



Amtliche Mitteilungen

DEUTSCHSCHWEIZER BISTÜMER

SKZ: Neues Mitglied aus dem Bistum Chur für die Redaktionskommission

Nach der Demission von Pfr. Dr. Roland Graf (Unteriberg) am 22. Juni ernennt Bischof Joseph Maria Bonnemain *Pfr. Ernst Fuchs* in die Redaktionskommission der SKZ. Er ist seit dem 1. September der neue Kaplan der Bruder-Klausen-Kapelle in Sachseln OW.

SKZ

BISTUM BASEL

Ernennungen

Diözesanbischof Felix Gmür ernannte per 01.09.:

- *P. Gregor Brazerol OSB* zum Pastoralraumpfarrer des Pastoralraumes Tannzapfenland und als Pfarrer der Pfarreien St. Blasius Bichelsee TG und St. Idda Dussnang TG im Pastoralraum Tannzapfenland;
- *P. John-Anderson Vibert CS* zum Missionar der portugiesischsprachigen Mission Bern-Solothurn mit Sitz in Bern;
- *Diakon Francesco Marra* zum Pastoralraumleiter des Pastoralraumes Oberaargau und als Gemeindeleiter der Pfarreien Herz Jesu Herzogenbuchsee BE, Bruder Klaus Huttwil BE, Maria Königin Langenthal BE und St. Christophorus Wangen-Niederbipp BE im Pastoralraum Oberaargau.

Diözesanbischof Felix Gmür beauftragte (Missio canonica):

- *Johannes Frank* als Gemeindeleiter der Pfarrei St. Philipp Neri Reussbühl LU im Pastoralraum Stadt Luzern;
- *Doris Hagi Maier* als Gemeindeleiterin der Pfarreien Heilig Kreuz Bern und St. Franziskus Zollikofen BE im Pastoralraum Region Bern;
- *Johannes Maier* als Gemeindeleiter der Pfarreien Heilig Kreuz Bern und St. Franziskus Zollikofen BE im Pastoralraum Region Bern;
- *Petra Raber* als Gemeindeleiterin der Pfarrei Auferstehung Konolfingen BE im Pastoralraum Region Bern;
- *Christine Vollmer* als Gemeindeleiterin der Pfarreien St. Josef Köniz BE, St. Michael Wabern BE und des Pfarr-Rektorates Heiliggeist Belp BE im Pastoralraum Region Bern;
- *Franz-Josef Günther* als Pfarreiseelsorger in den Pfarreien St. Blasius Ehrendingen AG, St. Martin Lengnau AG, St. Georg Unterendingen AG und St. Michael Würenlingen AG im Pastoralraum Surbtal-Würenlingen;
- *Thomas Mauchle* als Pfarreiseelsorger in der Pfarrei Dreifaltigkeit Bern im Pastoralraum Region Bern;
- *Livia Elisabeth Wey-Meier* als Pfarreiseelsorgerin in den Pfarreien St. Laurentius Eich LU und St. Stefan Sempach LU im Pastoralraum Oberer Sempachersee;
- *Ursula Maria Norer* als Spitalseelsorgerin im Luzerner Kantonsspital Luzern;
- *Ina Stankovic* als Klinikseelsorgerin in der Luzerner Psychiatrie – Klinik St. Urban;
- *Alois Metz* als Fachmitarbeiter der Fachstelle Bildung und Propstei mit Sitz in Aarau;
- *Tomás Villagómez Vega* als Katechet (KIL) in der Pfarrei St. Philipp Neri Reussbühl LU im Pastoralraum Stadt Luzern.

Diözesanbischof Felix Gmür ernannte im neu errichteten Pastoralraum Zug Lorze per 01.08.:

- *Dr. phil. Anthony Chukwu* zum Pfarrer der Pfarrei St. Martin Baar ZG;
- *Thomas Rey* zum Pfarrer der Pfarrei St. Jakobus der Ältere Cham ZG;
- *Dr. phil. Anthony Chukwu* zum leitenden Priester des Pastoralraumes Zug Lorze sowie zum leitenden Priester der Pfarrei St. Matthias Steinhausen ZG;
- *P. Albert Nampara Ndok SVD* zum leitenden Priester der Pfarrei Heilig Geist Hünenberg ZG;
- *Dr. Marius Bitterli* zum Vikar in der Pfarrei St. Jakobus der Ältere Cham ZG;
- *Diakon Christian Kelter* zum Pastoralraumleiter des Pastoralraumes Zug Lorze sowie als Gemeindeleiter der Pfarrei Heilig Geist Hünenberg ZG;
- *Roger Kaiser-Messerli* zum Diakon in der Pfarrei St. Martin Baar ZG.

Diözesanbischof Felix Gmür beauftragte (Missio canonica) im neu errichteten Pastoralraum Zug Lorze per 01.08.:

- *Ruedi Odermatt-Gassner* als Gemeindeleiter der Pfarrei St. Matthias Steinhausen ZG;
- *Rainer Barmet* als Pfarreiseelsorger in der Pfarrei St. Jakobus der Ältere Cham ZG;
- *Markus Grüter* als Pfarreiseelsorger in der Pfarrei St. Martin Baar ZG;
- *Noémi Héjj* als Pfarreiseelsorgerin in der Pfarrei St. Jakobus der Ältere Cham ZG.
- *Niklaus Hofer* als Pfarreiseelsorger in der Pfarrei Heilig Geist Hünenberg ZG;
- *Katrin Pfyl-Gasser* als Pfarreiseelsorgerin in der Pfarrei St. Matthias Steinhausen ZG;
- *Barbara Wehrle Hanke* als Pfarreiseelsorgerin in der Pfarrei St. Martin Baar ZG;
- *Gerd Zimmermann-Frank* als Pfarreiseelsorger in der Pfarrei St. Jakobus der Ältere Cham ZG;
- *Gabriela Brnada* als Katechetin (RPI) in der Pfarrei St. Martin Baar ZG;
- *Robert Habijan* als Katechet (RPI) in der Pfarrei St. Jakobus der Ältere Cham ZG;
- *Dominik Isch* als Katechet (RPI) in der Pfarrei Heilig Geist Hünenberg ZG;
- *Martina Jauch Pfister* als Katechetin (KIL) in der Pfarrei St. Matthias Steinhausen ZG;
- *Caroline Kölliker* als Katechetin (RPI) in der Pfarrei Heilig Geist Hünenberg ZG;
- *Ingeborg Prigl* als Katechetin (FH) in der Pfarrei St. Matthias Steinhausen ZG.

Kommunikationsstelle der Diözese

BISTUM CHUR

Ernennung

Diözesanbischof Joseph Maria Bonnemain ernannte:

- *Prof. Dr. Franziskus Knoll OP* zum Ordentlichen Professor für Pastoraltheologie und Homiletik an der Theologischen Hochschule Chur.

Bischöfliche Kanzlei Chur

BISTUM LAUSANNE-GENF-FREIBURG

Kirche haucht Café-Restaurant neues Leben ein

Das Bistum freut sich, mit der Übernahme des Café-Restaurants Le Cygne in Freiburg ein innovatives Projekt der Präsenz der Kirche im Herzen der Stadt anzukündigen. Dieses Projekt, das dem Aufruf von Papst Franziskus folgt, soll mitten in der Stadt einen Ort der Geselligkeit für die breite Öffentlichkeit schaffen, eine hochwertige lokale Küche anbieten und gleichzeitig einen einladenden Raum bieten für die Botschaft des Evangeliums. Die Verwaltung des Lokals und der dort stattfindenden Aktivitäten wird von einer Stiftung nach kirchlichem Recht übernommen. Eröffnung soll im Jahr 2023 sein.
Vollständige Mitteilung unter www.kirchenzeitung.ch

Diözesane Kommunikationsstelle

BISTUM ST. GALLEN

Veränderungen im Bischöflichen Ordinariat

Kanzler *Claudius Luterbacher* legte per 19. August seine Aufgaben nieder und wurde per 1. September neuer Leiter beim Amt für Soziales des Kantons St. Gallen. Wir danken Claudius Luterbacher herzlich für all die geleistete Arbeit, sein Engagement, seine Ideen und die angenehme Zusammenarbeit und wünschen ihm und seiner Familie für die Zukunft alles Gute und Gottes Segen.
Thomas Englberger wurde per 1. September neuer Kanzler des Bistums St. Gallen, jedoch mit einem teils veränderten Aufgabenprofil. Herzlich willkommen und viel Freude an dieser neuen Aufgabe im Bistum St. Gallen, das Thomas Engelberger bereits aus früheren Tätigkeiten bestens kennt.
Sekretariatsleiter *Philipp Gerschwiler* übernimmt einen Teil der bisherigen Kanzleraufgaben, insbesondere die Finanzverantwortung. Das ist eine bedeutende Ausweitung seiner bisherigen Aufgaben. Die neue Verantwortung führt auch dazu, dass er neu Mitglied im Ordinariatsrat wird; bisher war Philipp Gerschwiler nur beisitzend und für das Protokoll verantwortlich. Diverse seiner bisherigen Aufgaben werden auf Mitarbeitende in der Kanzlei verteilt. Wir gratulieren Philipp Gerschwiler herzlich zur Ernennung in die Bistumsleitung und wünschen ihm weiterhin viel Freude in der Arbeit für Bischof und Bistumsleitung.
Ingrid Krucker wird per Anfang Oktober Leiterin des neu strukturierten Regensamtes, neu Amt für Ausbildung. Sie wird zugleich Mitglied im Ordinariatsrat. Herzliche Gratulation, wir freuen uns über die Zusage zu diesen verantwortungsvollen Aufgaben. In diesen Tagen wird ein zweiter Mitarbeiter für die Abteilung rekrutiert (40 Prozent). Die Priesterlichen Dienste werden in einem Teilpensum von Dompfarrer *Beat Grögli* übernommen.
Titus Lenherr ist noch bis Ende September Vize-Offizial, bereits seit 1. April ist *Franz Xaver Sontheimer* Offizial. Herzlichen Dank an Titus Lenherr für seine grosse Arbeit; viel Freude wünschen wir Franz Xaver Sontheimer in seinen Aufgaben. Er wird zu 60 Prozent Offizial sein, zu 40 Prozent bleibt er wie bisher als Kaplan der Seelsorgeeinheit Neutoggenburg tätig.
Thomas Schwarz trat am 2. August seine neue Aufgabe in der Abteilung Religionspädagogik an. Auch ihm wünschen wir viel Freude und danken ihm für die Bereitschaft zu diesem Dienst. Er wird zusätzlich Mitglied der Ordinariatsversammlung, die aus den Mitarbeitenden in den diversen Abteilungen des Ordinariates besteht.
Zusätzliche Informationen zu Personen, Abschiedsworte oder Neuerungen sind auf der Webseite des Bistums aufgeschaltet: www.bistum-stgallen.ch

Neue Weisungen für Missio, Institutio und Wählbarkeit

Nach Vernehmlassung im Priesterrat und im Rat der hauptamtlichen Laienseelsorger/innen erliess Bischof Markus Büchel mit Beschluss des Ordinariatsrats am 16. Juni neue Weisungen zu Bischöflichen Beauftragungen (Missio), Institutio und Wählbarkeit. Darin wird insbesondere die Beendigung der Missio bei Erreichen der Altersgrenze (65 bzw. 70 Jahre) in Einklang gebracht mit Art. 20 «Personaldekret. Für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit Institutio» wird die Beurlaubung bzw. Auflösung der Institutio z. B. bei einem Bistumswechsel geklärt.

Arbeitshilfe für Anstellungen von Seelsorgepersonal

Diese neue Arbeitshilfe soll einen Überblick über die Abläufe und Zuständigkeiten des Bistums in Anstellungsverfahren von Seelsorgepersonal mit und ohne Missio geben. Ergänzt wird die Arbeitshilfe mit allgemeinen Hinweisen, z. B. zu Stellenausschreibungen, Qualifikationen oder ausländerrechtlichen Bestimmungen. Rückmeldungen nimmt die Abteilung Personal gerne entgegen, um die Arbeitshilfe aktuell und praxistauglich zu halten.
Details sind über die Webseite des Bistums St. Gallen zu finden (Abteilung Personal).

Ernennungen

Eine Bischöfliche Beauftragung haben erhalten:

- *Richard Burki* als Diakon der Seelsorgeeinheit Werdenberg, umfassend die Pfarreien Buchs-Grabs Gams, Sennwald, Sevelen und Wartau, per 09.07.;
- *Michael Nolle* als Diakon der Seelsorgeeinheit Oberes Toggenburg, umfassend die Pfarreien Alt St. Johann, Ebnat-Kappel, Neu St. Johann, Stein und Wildhaus, per 09.07.;
- *Martin Rusch* als Diakon der Seelsorgeeinheit Gossau, umfassend die Pfarreien Andwil-Arnegg, Bernhardzell,

Waldkirch, Andreas- und Pauluspfarrei Gossau, per 09.07.;
- *Robert Schätzle* als Diakon der Seelsorgeeinheit Rapperswil-Jona, umfassend die Pfarreien Bollingen, Jona, Kempraten und Rapperswil, per 09.07.;
- *P. Amanor Augustine Tetteh SVD* als Kaplan der Seelsorgeeinheit Buechberg, umfassend die Pfarreien Altenrhein, Buechen-Staad, Rheineck, St. Margrethen und Thal, per 01.08.;
- *Barbara Hannah Audebert* als Seelsorgerin in pastoraler Einführung der Seelsorgeeinheit St. Gallen Zentrum, umfassend die Pfarreien Dom, Riethüsli, St. Georgen und St. Otmar, per 01.08.;
- *Brigitte Blöchlinger* als Seelsorgerin in Berufseinführung der Seelsorgeeinheit Eschenbach, umfassend die Pfarreien Eschenbach, Goldingen, St. Gallenkappel und Walde, per 01.08.;
- *Cornelia Callegari* als Religionspädagogin der Seelsorgeeinheit Über dem Bodensee, umfassend die Pfarreien Eggersriet, Grub, Heiden-Rehetobel, Oberegg und Walzenhausen, per 01.08.;
- *Armin Fässler* als Seelsorger der Seelsorgeeinheit Appenzell, umfassend die Pfarreien Appenzell-Eggerstanden-Schlatt, Brülisau, Gonten, Haslen und Schwende, per 01.08.;
- *Hans Hüppi* als Gefängnisseelsorger am Bezirksgefängnis Flums per 01.08.;
- *Gabriela Hutter Dubler* als Religionspädagogin in pastoraler Einführung der Seelsorgeeinheit St. Gallen Ost, umfassend die Pfarreien Halden, Heiligkreuz, Neudorf, Rotmonten und St. Fiden, per 01.08.;
- *Yvonne Joos* als Seelsorgerin in der Seelsorgeeinheit St. Gallen Ost, umfassend die Pfarreien Halden, Heiligkreuz, Neudorf, Rotmonten und St. Fiden, per 01.08.;
- *Valentina Kovacevic* als Religionspädagogin in pastoraler Einführung der Seelsorgeeinheit Neutoggenburg, umfassend die Pfarreien Hemberg, Lichtensteig, Mogelsberg, Oberhelfenschwil, Ricken, St. Peterzell und Wattwil, per 01.08.;
- *Gustin Marjakaj* als Seelsorger in pastoraler Einführung der Seelsorgeeinheit St. Gallen Ost, umfassend die Pfarreien Halden, Heiligkreuz, Neudorf, Rotmonten und St. Fiden, per 01.08.;
- *Don Geronimo Mirabilii* als Missionar der MCI Marbach, umfassend die Dekanate Altstätten und Sargans, per 01.08.;
- *Birgit Müller* als Seelsorgerin in pastoraler Einführung, umfassend die Pfarreien Herisau-Waldstatt-Schwellbrunn und Urnäsch-Hundwil, per 01.08.;
- *Tanja Tribull* als Seelsorgerin der Seelsorgeeinheit Steinerburg, umfassend die Pfarreien Berg-Freidorf, Mörschwil, Steinach und Tübach, per 01.08.;
- *Paul Zünd* als Religionspädagoge in pastoraler Einführung der Seelsorgeeinheit Region Rorschach, umfassend die Pfarreien Goldach, Rorschach und Untereggen, per 01.08.;
- *Pia Zweili-Kahler* als Religionspädagogin in der Seelsorgeeinheit St. Gallen West-Gaiserwald, umfassend die Pfarreien Abtwil, Engelburg, St. Gallen-Bruggen und St. Gallen-Winkeln, per 01.08.

Kommunikationsstelle der Diözese

BISTUM SITTEN

Im Herrn verschieden

Erzbischof Dr. Peter Stephan Zurbriggen verstarb am 28. August in Brig. Geboren am 27. August 1943 als Sohn des Leo und der Elsa geb. Chiaverio in Brig, besuchte er nach der Primarschule das Kollegium in Brig, wo er 1963 die Matura ablegte. Er studierte zunächst am Priesterseminar in Sitten und ab 1965 an der Gregoriana in Rom. Am 10. Oktober 1969 wurde er in Rom zum Priester geweiht, am 26. Dezember 1969 feierte er in Brig seine Heimatprimiz. Ab 1970 besuchte Zurbriggen in Rom die päpstliche Diplomatenschule und bereitete sich auf ein Leben im Dienst des Heiligen Stuhles vor. Gleichzeitig studierte er Kirchenrecht an der Lateranuniversität und erlangte dort 1975 den Doktortitel. Seine Aufgaben im diplomatischen Dienst führten ihn danach in viele Länder. Am 13. November 1993 wurde er von Papst Johannes Paul II. zum Titularerzbischof von Glastonia ernannt, am 6. Januar 1994 empfing er in Rom die Bischofsweihe. Erzbischof Zurbriggen war danach apostolischer Nuntius in Mosambique (1993–1998), in Georgien, Armenien und Aserbaidschan (1998–2001), In Estland, Lettland und Litauen (2001–2009) und in Österreich (2009–2018). Seither lebte er in seiner Heimatpfarrei Brig, wo er verstarb.
Unser Mitbruder war zeitlebens mit seinem Heimatbistum verbunden. Seinem Wahlspruch «Sancta crux mihi lux» folgend trug er die Frohe Botschaft in die ganze Welt hinaus. Der gute Hirte möge ihm nun ewiges Leben schenken.
Der Beerdigungsgottesdienst für Mgr. Peter Zurbriggen fand am 5. September in der Pfarrkirche von Brig statt.

Diözesane Kommunikationsstelle

ORDENSGEMEINSCHAFTEN

Barmherzige Schwestern vom heiligen Kreuz Ingenbohl-Brunnen SZ

Das Generalkapitel der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz wählte am 18. August in Altötting (D) die neue Generalleitung. Unter dem Vorsitz von Br. Marinus Parzinger OFMCap wählten die Kapitularinnen die Generaloberin und sechs Generalrätinnen. Als Generaloberin wurde gewählt Sr. Marie-Marthe Schönenberger, 1959, Schweiz, Provinz Schweiz. Sie wird während einer ersten Amtszeit von sechs Jahren die Hauptverantwortung für die Kongregation tragen. Sie nimmt ihre Aufgabe mit einem internationalen Team wahr, das sich aus den bisherigen Generalrätinninnen zusammensetzt: Sr. Dorothee Halbach, 1959, Provinz Baden-Württemberg und Sr. Sheeja Kolacherril, 1963, Provinz Indien Süd. Neu gewählte Rätinnen sind: Sr. Gabriele Schachinger, 1960, Provinz Europa Mitte; Sr. Rahela Lackovic, 1970, Provinz Kroatien; Sr. Roseline Kujur, 1965, Provinz Indien Zentral und Sr. Pratima Minj, 1967, Provinz Indien Nordost. Aus den sechs Generalrätinnen wurde Sr. Gabriele Schachinger als Generalassistentin gewählt. Das Generalkapitel begann am 2. August und setzte die Beratungen und Entscheidungen noch bis zum 24. August fort. Info: www.scsc-ingenbohl.org

Das Kommunikationsteam

Römisch-Katholische Kirche im Aargau

Ein spannendes und auf die Zukunft ausgerichtetes Umfeld, in welchem Zusammenarbeit und Offenheit gegenüber anderen gelebte Werte sind – das erwartet Sie bei der Römisch-Katholischen Kirche im Aargau. Der Fachbereich «Pastoral bei Menschen mit Behinderung» fördert die Inklusion von Menschen mit Behinderung in Pfarreien, Pastoralräumen und Kirchgemeinden. Innerhalb des Fachbereichs gewährleistet der Bereich Katechese die religiöse Bildung und Begleitung für Kinder mit Behinderung im Kanton Aargau. Wir suchen nach Vereinbarung eine erfahrene Persönlichkeit als

Fachmitarbeiter/-in Fachbereich «Pastoral bei Menschen mit Behinderung» – Katechese (30 %)

Ihre Verantwortlichkeiten

• Sie begleiten und koordinieren den Heilpädagogischen Religionsunterricht (HRU) an den Sonderschulen und Institutionen im Kanton Aargau. Sie vernetzen sich mit den zuständigen Personen der Pastoralräume, Pfarreien, Kirchgemeinden und Sonderschulen zur Gewährleistung der religiösen Bildung und Begleitung für Kinder mit Behinderung.

• Ebenso bieten Sie Beratung, Austauschrunden und ökumenische Weiterbildung für die im inklusiven Unterricht tätigen Katechetinnen und Katecheten an. Ferner gestalten Sie für den Fachbereich Beiträge für die Medien.

• Sie tauschen sich mit den deutschschweizerischen Fachstellen aus, arbeiten in Kommissionen und Arbeitsgruppen für die religiöse Bildung und Begleitung von Menschen mit Behinderung mit.

• Zusammen mit einem kleinen Team entwickeln Sie inklusionsfördernde Projekte und weitere Angebote des Fachbereichs. Die religiöse Erwachsenenbildung bei Menschen mit Behinderung ist dabei ein wichtiges Tätigkeitsgebiet.

Ihre Erfahrung und Persönlichkeit

• Sie bringen eine Ausbildung als Katechet/-in (KIL/RPI, ForModula) mit und verfügen über eine sozial- oder heilpädagogische Zusatzausbildung oder sind bereit, diese zu absolvieren.

• Sie haben mehrere Jahre Erfahrung in der Arbeit mit Menschen mit Behinderung gesammelt und waren oder sind im HRU-Bereich tätig. Sie sind mit der Römisch-Katholischen Kirche vertraut, kennen die kirchlichen Strukturen und verfügen über ökumenische Offenheit.

• Ihre Arbeitsweise ist geprägt von Verantwortungsbewusstsein und Selbstständigkeit, Ihre Vorgehensweise ist zielorientiert und wertschätzend. Ausgeprägte Fähigkeiten zur Teamarbeit runden Ihr Profil ab.

• Offenheit, Dialogfähigkeit, Flexibilität und hohes Einfühlungsvermögen gegenüber Menschen mit Behinderung und ihren Bezugspersonen sind für Sie gelebte Werte und Kompetenzen, die Sie bei uns in der täglichen Arbeit einbringen möchten.

Der Arbeitsort befindet sich in schönen Büroräumlichkeiten und in fünfminütiger Gehdistanz zum Bahnhof Aarau. Wenn wir Ihr Interesse geweckt haben, freuen wir uns auf Ihre Bewerbung bis am 30. September 2022 per E-Mail an personal@kathaargau.ch oder per Post an Römisch-Katholische Kirche im Aargau, Abteilung Personal & Recht, Feerstrasse 8, 5001 Aarau. Weitere Auskünfte erhalten Sie direkt von Hans Niggeli, Fachstellenleiter, hans.niggeli@kathaargau.ch, T 078 794 86 87 oder von Isabelle Deschler, Fachbereichsleitern, isabelle.deschler@kathaargau.ch, T 079 710 71 88.

FÜR MENSCHEN MIT LETZTER HOFFNUNG

ÄRZTE OHNE GRENZEN FRIEDENS NOBELPREIS 1999
WWW.MSF.CH
PK 12-100-2
MEDECINS SANS FRONTIERES ÄRZTE OHNE GRENZEN

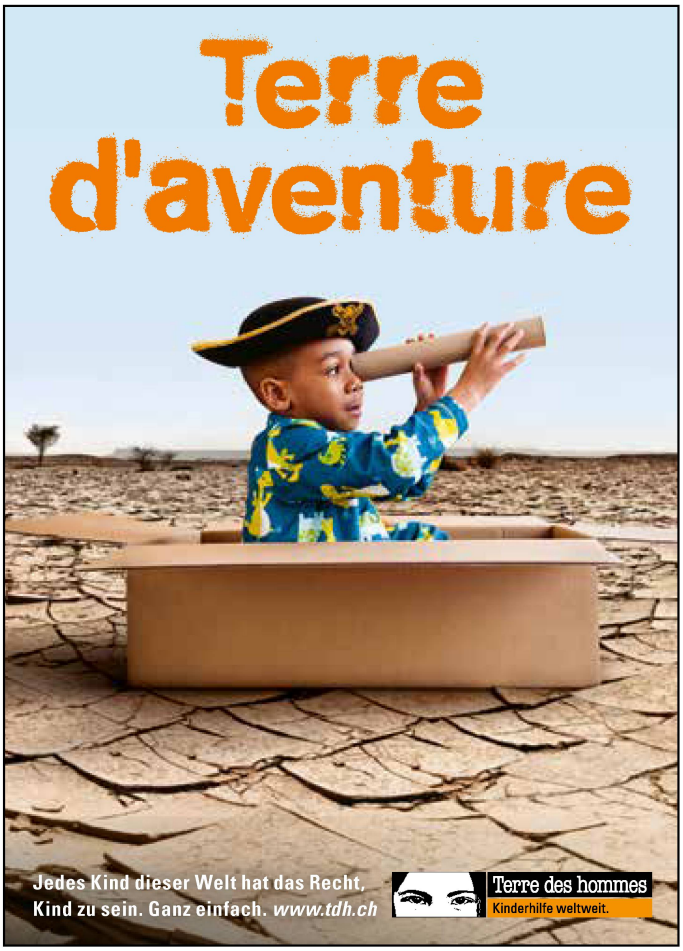
SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

Testen Sie die SKZ mit dem **kostenlosen Probeabo.** Sie erhalten gratis 4 Printausgaben, Zugriff zum E-Paper sowie 2 Monate unbegrenzten Zugang auf die Datenbank.

Bestellung:
www.kirchenzeitung.ch/Abonnemente

Schweizer Opferlichte EREMITA
direkt vom Hersteller
- in umweltfreundlichen Bechern – kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name
Adresse
PLZ/Ort
Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 412 23 81, Fax 055 412 88 14
LIENERT KERZEN



AZA
CH-6011 Kriens
Post CH AG

SKZ
Adressänderung an:
Schweizerische Kirchenzeitung
Arsenalstr. 24
CH-6011 Kriens

Impressum

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge sowie amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.
Erscheint zweiwöchentlich, jeweils donnerstags; Doppelnummern im Juli, Oktober und Dezember.
Druckauflage: 2000 Expl.
Beglaubigte Auflage: 1674 Expl.

Herausgeber
Die Bischöfe von Basel, Chur und St. Gallen

Anschrift/Redaktion
Arsenalstrasse 24
6011 Kriens LU
Tel. 041 318 34 97
redaktion@kirchenzeitung.ch
www.kirchenzeitung.ch

Abo-Service
Tel. 041 318 34 96
abo@kirchenzeitung.ch

Inserate-Service
Tel. 041 318 34 85
inserate@kirchenzeitung.ch

Druck und Verlag
Brunner Medien AG, Kriens
www.bag.ch

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

Nr. 18/2022 zu den Themen

Das Heilige / Helden

erscheint am 22. September

www.kirchenzeitung.ch